Paed. Pr.
883 Engelbrecht

<36635076520011 S

<36635076520011

Bayer. Staatsbibliothek

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Math. 25.34.

Die Feierabende
der
Familie Gutmann,
oder
Worte eines Vaters
an seine Kinder
zur Bildung und Veredelung ihres Geistes und Herzens.

Ein Festgeschenk für die reifere Jugend

von

Aug. Edm. Engelbrecht.

Mit einem Kupfer.

Passau, 1841.
Druck der Pustet'schen Buchdruckerei.
(C. Pleuger.)

20.15.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Gewohnt, mich stets mit nützlichen Dingen zu beschäftigen, verwendete ich in den langen Winterabenden meine wenigen Mußestunden dazu, diese Bogen, die ich mit bescheidenem Vertrauen in die Hände meiner Leser lege, zur belehrenden Unterhaltung für die reifere Jugend zu bearbeiten.

So möge denn diese kleine Jugendschrift als ein, wenn auch nur geringes, Scherflein zur Bildung des heranwachsenden Menschengeschlechtes angesehen werden, und ihrem Zwecke gemäß dahin führen, wo sich aller Unterricht vereinigen soll: auf das Höchste, das Erhabenste, wodurch allein alles Wissen und Können erst einen wahren Werth erhält, auf Gott, Religion und Tugend.

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

In der Nähe des malerischen Siebengebirges*), beinahe in der Mitte des königlichen Rheinstromes, liegt ein stilles Eiland, auf dem im Schatten dichter Bäume sich ein altes Schloß, umgeben mit einem großen Garten, befindet.

Auf dem jenseitigen Ufer steht, hoch auf einem finstern Schieferberge, die düstre, historisch merkwürdige Ruine Rolandseck, und sieht trauernd in das freundliche Thal hinab. Die Gebirge im Norden sind mit ewigen Wäldern bekränzt, welche sich zum Himmel aufrichten; in der Ebene aber wechseln Städte, Flecken und Dörfer mit reichen Fruchtfeldern, Rebenhügeln, Obstbäumen und schattigen Auen ab.

Das Auge schwelgt hier in dem Anblicke der rei-

---

*) Das Siebengebirge liegt in dem südlichen Theile der Provinz Cleve-Berg, und ist eine Fortsetzung des Westerwaldes. Es hat seinen Namen von den sieben hohen Kuppen, die aus der ganzen Bergreihe weit hervorragen.

chen, üppigen Natur. Aber das stille Eiland mit seinem einsamen Schlosse, das der Rhein in seinen mächtigen Armen gleichsam zu tragen scheint, als wolle er es schützen gegen alles Fremde und Feindselige, fesselt vorzüglich den unsteten Blick.

Tiefe Stille herrscht hier weit umher; man hört nur das Plättschern der Wellen, die spielend an's Ufer hüpfen, aus der Ferne. Auf diesem Schlosse lebte die Familie Gutmann in zufriedener Zurückgezogenheit und Stille. Der Vater, Wilibald Gutmann, aus einem ehrwürdigen alten gräflichen Stamme entsprossen, genoß hier, in dem Kreise seiner drei hoffnungsvollen Kinder, die reinsten Freuden des Lebens. Die Mutter, gleichfalls aus einer sehr achtbaren Familie abstammend, fromm, gefühlvoll und zärtlich, lebte nur in ihren Kindern und für sie, und labte sich, nach des Tages Mühen, an den fröhlichen Unterhaltungen derselben.

Es herrschte unter diesen Kindern, deren jüngstes zehn Sommer alt war, die liebvollste Eintracht. Wie die Eltern sanft, fromm, gottesfürchtig und ein Herz und eine Seele waren, so waren es auch die drei Kinder: Wilibald, Otto und Bertha. Dieses liebliche Trio wuchs als ein Kind der Natur heran, und blühete, wie die Blumen der Flur.

Den betagten Vater belebte jedesmal das frohe Bild der Abendstunden, wenn er, ausgespannt vom Joche des Tages, hinabging in des Schlosses anmuthigen Garten, und ihm die Kinder fröhlich entgegen kamen und ehrerbietig unter Händeküssen einen guten Abend wünschten.

An einem warmen Frühlings-Morgen, als die reinen Wolken einen eben so schönen Tag als angenehmen Abend erwarten ließen, und der eherne Mund der benachbarten Glocke heiter durch die blauen Himmelslüfte zum lachenden Tempel rief, sagte Vater Gutmann zu seinen Kindern: „Meine lieben Kinder! Ihr habt zwar im Lesen, Schreiben und Rechnen, so wie in dem Religionsbuche bisher gute Fortschritte gemacht, und ich habe Ursache mit Eurem Fleiße sehr zufrieden zu seyn; allein Ihr tretet schon allmählig in die Jahre über, in welchen Ihr mehr Nahrung für Verstand und Herz bedürfet. Wir wollen daher die schönen Sommer- und Herbstabende zu lehrreichen Gesprächen und Erzählungen benützen, und uns in dieser Absicht jedesmal in der Gartenlaube — in Gottes freier Natur — versammeln.

„Mein Lebens-Abend rückt heran, und ich möchte Euch noch so Manches mittheilen; denn wisset, meine Lieben, was dem Geiste viel Stoff zum Nachdenken, dem Herzen viel Gelegenheit zur Veredelung gewährt; was das Gemüth von der Erde gegen Himmel erhebt, und alle Kräfte desselben zweckmäßig ausbildet, das hat für den Menschen einen hohen Werth.

„Ohne Religion hat das Leben keine Würde."

Die Kinder freuten sich schon auf diese Abendstunden, denn sie waren wißbegierige, gute Kinder. —

Gutmanns Wahlspruch war mit großen gothischen Buchstaben am Eingange des Gartens zu lesen:

Wirke Gutes! du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes! du streuest Keime des Göttlichen aus.

„Wer aber mit glücklichem Erfolge, zu seiner und Anderer Zufriedenheit, außer sich, wirken will, „setzte Gutmann jedesmal bei, „der muß zuvor auf sich selbst gewirkt haben.“

Erster Abend.

Dem freundlichen Morgen folgte ein schöner Abend. Glänzendes kleine Insektengeflügel von allen Farben, große Schmetterlinge und leichte Mücken schwammen langsam in den Lüften auf- und nieder, als Vater Gutmann in den Garten kam und ihm die Kinder freudig entgegen hüpften. Am Eingange blieb er einige Minuten stehen und betrachtete schweigend die untergehende Sonne, die er heute zum Gegenstande seiner ersten Abendunterhaltung mit den Kindern gewählt hat. Mit forschendem Blicke sahen die guten Kinder bald den Vater bald die Mutter an, welche mit einem Strickkörbchen am Arme, der Gartenlaube zuging.

Unwillkürlich falteten sich des Vaters Hände: „Wie schön ist die Natur," sprach er vernehmlich, „o Herr, vor dem ich bete, sie überströmt mich mit Lust!"

Nach einer kurzen Pause trat der Vater in die Laube, und die muntere Bertha wendete sich mit der Frage an ihn: „Vater! was haben Sie denn so eben betrachtet?"

„Meine liebe Bertha," entgegnete der Vater mit sichtbarer Rührung, „ich habe das Erste und Vornehmste

aller erschaffenen Körper der Natur betrachtet, welches die Aufmerksamkeit eines jeden Menschen billig verdient, der, seiner Bestimmung und Bildung nach, in die Höhe sehen und die Dinge, die über ihm sind, betrachten soll, nämlich jenes leuchtende, erwärmende und Alles belebende Wesen, die wohlthätige Sonne, die ihr Schöpfer mit so großer Pracht und Herrlichkeit gekleidet hat."

"Nicht wahr, Vater! in der Sonne, die so hell und warm macht, befindet sich Feuer?" fragte Bertha weiter.

"Unsere Sinne," antwortete der Vater, "überzeugen uns, daß die Sonne ein feuriges Wesen sey: denn alle Wirkungen, die das gemeine Feuer hervorbringt, kann auch die Sonne ungemein größer und stärker hervorbringen. Ihr Feuer belebt und erwärmt Alles. Sehr wahrscheinlich ist die Sonne kein irdisches Feuer, sonst müßte sie sich selbst verzehren. Sie besteht aus einer Materie, die ungemein fein seyn, durch ihre zitternde Bewegung dergestalt in die Himmels-Luft wirken muß, daß die Erde Licht und Wärme davon erhält. Und gesetzt, es wäre die Sonne ein wirkliches Feuer, so müßte sie auch in der Nähe mehr Wärme geben als in der Entfernung. Es müßte auch in der obern Luft weit wärmer seyn, als in der untern; je höher ein Berg wäre, desto wärmer würde es auf demselben seyn. Allein von beiden lehrt die Erfahrung das Gegentheil. Die wahren eigentlichen Stoffe der Sonne hat noch Niemand ergründen können, und es scheint auch, als wenn sie hier für unsere Sinne ein undurchdringliches Dunkel bleiben würde."

„Aber das ist doch richtig,“ meinte Wilibald, „daß die Sonne im Osten auf- und im Westen wieder untergeht?“

„Mein Sohn, da irrest du, das scheint nur so; die Bewegung, welche die Sonne wirklich hat, können wir nicht mit Augen sehen. Sie dreht sich nämlich regelmäßig um ihre Achse und gebraucht dazu einen Zeitraum von 25½ Tag. Sie, die Sonne, ist der Mittelpunkt, um den sich unsere Erde und andere Planeten drehen. Wahrscheinlich bewegt sie sich selbst ebenfalls in einer bestimmten Richtung, nach ewigen Gesetzen. Wahrscheinlich ist sie ein dunkler Körper, der aber von einer Atmosphäre leuchtender Wolken umgeben ist, deren Licht unsere Erde, den Mond und die übrigen Planeten erleuchtet. Durch gute Fernröhre hat man bemerkt, daß sich dieser Lichtkreis zuweilen an verschiedenen Stellen öffnet, da dann der dunkle Körper der Sonne selbst zum Vorscheine kommt. Daher bemerkt man auf der Sonnenscheibe oft dunkle Flecken, die aber veränderlich sind.“

„Ist wohl die Sonne so groß, als sie uns vorkommt?“ fragte jetzt Otto. Wilibald sagte: „Das ist wohl klar, daß sie viel größer seyn muß, weil sie so weit von uns entfernt ist, und wir sie doch sehen.“

„Aus der Sonne,“ sagte der Vater, „könnten eine Million solcher Kugeln, wie unsere Erde ist, gebildet werden.“

„Das ist erstaunlich!“ rief Bertha aus. „Wie weit muß also die Sonne von uns entfernt seyn; kann man das wissen?“

„Ja wohl, mein Kind! man hat dieses genau be-

rechnet, und gefunden, daß eine Kugel, die aus einer Kanone abgeschossen, und in der Zeit, da unser Puls einmal schlägt, 600 Schritte fliegt, doch 25 Jahre in gleicher Geschwindigkeit sich fortbewegen müßte, wenn sie, von der Sonne abgeschossen, unsere Erde erreichen sollte. Oder: Ein Schiff, das in 24 Stunden 50 Meilen zurücklegt, würde in einem fort über tausend Jahre segeln müssen, ehe es von unserer Erde bis zur Sonne käme. Gesetzt, es würde Jemand in gerader Linie von hier nach der Sonne fahren können und täglich 10 Meilen zurücklegen, so könnte er erst in 5753 Jahren auf diesem Centralkörper anlangen."

„Daraus kann ich wohl abnehmen," sagte Otto, „daß die Sonne von einem großen Umfange seyn müsse, weil ihre Entfernung von uns so erstaunlich groß ist. Wie klein kommen uns schon ungeheuere Berge vor, wenn wir sie 40—50 Meilen weit vor uns erblicken?"

„Hast du letzthin nicht bemerkt," setzte der Vater bei, „daß uns selbst, vom Thurme herabgesehen, die Menschen und Schiffe kleiner vorkamen? — Zwölftausend Kugeln, jede so groß wie unsere Erde, wären erforderlich, um damit eine ununterbrochene Reihe bis zur Sonne zu führen. Wenn wir hierin die große Allmacht Gottes bewundern, so müssen wir nicht minder auch seine Weisheit anstaunen; denn die Sonne steht gerade da, wo sie am Nützlichsten ist, und weil sie in dieser Weite von uns steht, darf sie weder kleiner noch größer seyn. Wäre sie bei ihrer Größe weiter von uns entfernt, als sie ist, so würde Alles, was lebet, vor Kälte erstarren; alle Brunnen, Flüsse und Seen zu

ewigem Eise werden; keine Blume, keine Pflanze hervorkeimen, und kein Baum Früchte bringen können; es würde ein ewiger Winter in der Natur seyn, und alle Pracht und Freude von der Erde fliehen. Wäre aber die Sonne entweder größer als sie jetzt ist, oder unsere Erde näher, so würde die Gluth ihrer brennenden Hitze Alles verzehren, Menschen und Thiere würden verschmachten, die Luft würde brennend, die Erde glühend, und alle Waldungen in Asche verwandelt werden."

Erstaunt rief Wilibald: „Das wäre entsetzlich! O, so viele Menschen erkennen diese Wohlthat des Schöpfers nicht! Durch die Sonne ist die Erde ein angenehmer Garten."

„Kinder! vergesset es nie, Gott dafür zu danken, daß die Wärme der Sonne es ist, welche die Erde befruchtet, aus allen Theilen derselben den Nahrungssaft für alle Gewächse bereitet, denselben fließend und gährend erhält, und durch die Röhren der Pflanzen und Kräuter führt; daß die Sonnenwärme es ist, die Blüthen bildet, die Frucht zur Reife bringt und sie mit angenehmen Geschmack würzet. Ja, sie bereitet unser Brod, und schaffet unsern erquickenden Trank. Noch mehr: sie ziehet die Feuchtigkeiten aus der Erde, sammelt sie in Wolken, die uns Regen bringen. Kurz, die Sonne verschönert und befruchtet die ganze Natur, und nichts bleibt vor ihrer wohlthätigen Wärme verborgen."

„O"! sagte Otto, „was würde unserer Erde alles mangeln, wenn ihr die Wohlthat des Lichtes der Sonne entzogen werden sollte?"

„Ohne die Sonne“, entgegnete der Vater, „würden alle Reiche der Welt, mit aller ihrer Pracht und Herrlichkeit, dennoch ein finsterer Kerker seyn. Ohne sie würden wir uns von allen körperlichen Dingen in der Welt keine Vorstellung machen können. Bemühet Euch, liebe Kinder! das Euch geschenkte Licht zu Werken des Lichtes zu gebrauchen.“

„O es ist so schön, wenn des Morgens die Sonne erscheint und Alles beleuchtet und belebt!“ sagte Bertha.

„Ja, liebe Kinder, das Erwachen des Tages ist sehr schön. Es umschwimmt anfangs eine blasse Dämmerung die Hügel und Wälder; Hütten und Gebüsche treten dann klarer aus den geheimen Finsternissen, und silberweiße Nebel lagern auf den Wiesen und über den Flüssen zusammengedrängt. Zu den Wolken des Himmels steigt singend die Lerche, um den werdenden Tag zu begrüßen. Immer heller glänzen die Farben der nahen Gegenstände. Der Morgenstern funkelt bloß über Gewölke nieder, deren Saum sich in der Tiefe entzündet und mit dunkler Gluth über die Fluren leuchtet. Ein goldenes Feuer strömt durch den ganzen Himmel herauf; die Gipfel der Berge lodern wie Flammen auf Opferaltären; Verklärung umfließt die Haine und Höhen und selbst die Wolken des Abends leuchten herrlich zurück. Die Vögel in den Gebüschen erwachen und entflattern ihren Nestern; die Heerden werden rege; der thätige Landmann tritt vor die Hütte in die Wohlgerüche der blumenreichen Flur hinaus. Und ein kühler Hauch vom Morgen her durchschauert alle Wesen, durchbebt die blühenden Zweige des Baumes und die

Blumen des Feldes zittern darin. Die Gebirge erglänzen. Wie schimmernde Rauchsäulen wälzen sich plötzlich die Nebel von Wiesen und strömen gegen Himmel empor. Es rauscht freudiger die Welle des Baches; die Lüfte ertönen vom Gesange mannigfaltiger Vögel; frohes Leben rauscht in Dörfern und Städten.

„Die ganze Erde jauchzet, der ganze Himmel flammt — die Sonne ist aufgegangen. O welch ein Gewühl von reizenden Farben und Tönen! Welch ein begeisterndes Schauspiel diese Weltschöpfung aus den Leeren und Wüsten der Nacht! Gottes Tempel ist aufgeschlossen. O du rosiger Sonnenschein, freudiges Licht! Du bist die holdeste Erscheinung in der Natur! Der Mensch erblickt dich und sein Herz wird froh. Der Hahn verkündet in der Morgendämmerung mit fröhlicherem Gesange dein Werden und weckt die sanftere Thierwelt zu deiner Feier!

Wie schön — o Gott! ist diese Welt gemacht,
wenn sie dein Licht umfließt!
Ihr fehlt's an Engeln nur — und nicht an Pracht,
daß sie kein Himmel ist! —

„Für heute genug! Morgen wollen wir unsern Gegenstand weiter besprechen," sagte der Vater.

Die Mutter, die bis jetzt emsig und ernsthaft gestrickt hatte, endigte in diesem Augenblicke ihr Wickelband, und alle verließen bei Mondschein den Garten.

Zweiter Abend.

Am gegenüberliegenden Ufer des Rheins zitterten schwarzgrüne Pappeln im Karminblute des Abendgewölkes, welche die Kinder eben durch ein Fenster der Gartenmauer betrachteten, als der Vater in den Garten kam. Alle eilten der Laube zu, ihre gewöhnlichen Plätze einzunehmen. „Wir sehen so eben da drüben die Pappeln so wunderschön im Scheine des Abendgewölkes," sagte Bertha.

„Meine Seele," entgegnete der Vater, die Bertha liebreich an der Hand fassend, „meine Seele fühlt ihren Werth, und ihre für die Unendlichkeit bestimmten Anlagen nirgends besser, und fühlt es nie inniger, daß sie von Gott entstanden, und wieder zu Gott zurückkehren wird, als wenn ich mich mitten in die frohe, rege und geschäftige Natur hinstelle, und mich vom lebendigen Geiste der Schöpfung, der von allen Orten herweht, anhauchen lasse. Da sehe ich überall Leben, Wirklichkeit und Empfindung! Ueberall Freude, Genuß, Fülle, Schmuck; überall Geschöpfe, und überall Pflanzen für sie! Die Zeit, die nie still steht, geht auch über die Naturgefilde weg, und vernichtet mit ihrer eisernen Hand zuletzt alle Werke der Schöpfung; aber die Natur ersetzt durch sich selbst wieder jeden Verlust. Sie gibt beständig aus sich selber heraus, ihre Schätze folgen einander, sie erzieht immer jüngere Kinder neben den erwachsenen, ihr Reiz wird nie alt, ihre Schönheit wechselt nur ab, sie verschwindet nie ganz. Auf jedem Hügel erscheint sie in einer andern Tracht. In

jedem Lande verändert sie ihre Geschenke. Ja, Kinder! Unendlich mächtig ist die Kraft, die ewig schuf und ewig schafft." — Nach einer kleinen Pause sagte Wilibald: „Schon gestern wollte ich Sie fragen, lieber Vater! wie es möglich ist, daß die Strahlen der Sonne in der erstaunlichen Entfernung zu unserer Erde gelangen können?"

„Man hat," antwortete der Vater," durch angestellte Versuche gefunden, daß die Sonnenstrahlen diesen ihren weiten Weg innerhalb 7—8 Minuten zurücklegen. Es muß also das Licht innerhalb eines Pulsschlages mehr als 30,000 Meilen durchlaufen."

„Sie erzählten uns einmal," fiel Bertha ein, „daß man die Sonnenstrahlen mit gewissen Gläsern fassen und allerlei Dinge auf diese Weise dann anzünden könne?"

„Ja wohl!" erwiederte der Vater. „Fasset man die Sonnenstrahlen, durch eigens dazu geschliffene Gläser, in einen engen Raum zusammen, so kann man damit nicht nur brennbare Dinge anzünden, sondern auch sogar die härtesten Metalle schmelzen, Steine glühend machen, und sie in Kalk und Glas verwandeln; ja selbst Holz unter Wasser zu Kohlen brennen. Die Wirkungen der Brennspiegel ist schon sehr lange bekannt; denn bei der Belagerung von Syrakus auf Sicilien (212 vor Christi Geburt) soll der berühmte Mathematiker Archimedes die Flotte des römischen Generals Marcellus in einer Entfernung von 200 Schritten mit einem Brennspiegel in Brand gesteckt haben. — Der sächs. Edelmann v. Tschirnhausen*)

*) Gestorben im Jahre 1708.

machte einen Hohlspiegel aus einer Kupferplatte, womit er 3 Zoll dickes Zinn und Blei augenblicklich schmolz und einen sächsischen Thaler in 5—6 Minuten durchlöcherte."

„Kann man denn aus Kupfer auch Brennspiegeln verfertigen?" fragte Otto.

„Ja, mein Kind, auch aus Holz, Pappedeckel, und sogar selbst aus Stroh; nur kommt es darauf an, daß die Spiegelfläche recht glatt und glänzend werde."

„Das ist wunderbar," sagte Wilibald. „Es ist also die Sonne das stärkste Feuer, das in der Natur zu finden ist." Bertha fiel mit der Frage ein: „Im Kalender las ich schon öfters von Sonnenfinsternissen; kann denn die Sonne wirklich verfinstert werden?"

Der Vater antwortete: „Ja, und eine Sonnenfinsterniß entsteht, wenn der Mond zwischen der Sonne und der Erde durchgeht und der 50,000 Meilen lange Schattenkegel des Mondes die Erde trifft. Die größte Sonnenfinsterniß war im Jahre 1706 den 22. Mai. Da verschwand die Sonne, die Sterne erschienen und man zündete Licht an. Die Tagvögel begaben sich zur Ruhe, die der Nacht kamen hervor; die Blumen schlossen ihre Kelche, der Thau fiel und am Horizonte stand das Morgen- und Abendroth zugleich."

„O," sagte Otto, „das mag die Menschen in großen Schrecken versetzt haben."

„Alle Menschen der Erde," fuhr der Vater fort, „sehen eine Sonnenfinsterniß nicht; denn die Sonne erleuchtet nur immer die halbe Erdkugel, und zwar 90 Grade nördlich und 90 Grade südlich von dem Punkte,

den sie senkrecht trifft. Die andere Hälfte der Erde liegt dann im Schatten. Es gibt Punkte auf unserer Erde (heiße Zone), wo die Sonne zweimal im Jahre senkrecht scheint, und dann sind die Gegenstände schattenlos; außerdem scheint sie ein wenig geneigt; dann sind dieselben abwechselnd, südlich und nördlich, beschattet, daher zweischattig. Bei uns aber (in der gemäßigten Zone), fällt der Sonnenstrahl stets schief auf, und die Gegenstände werfen nach derselben Seite ihren Schatten — daher einschattig. In der kalten Zone (südlich und nördlich) ist der Sonne schräges Licht ohne Wärme, daher Eis und Schnee ewig."

„O, da möchten wir nicht seyn!" riefen Alle zusammen.

„Ja, Kinder! der ewige schwermüthig lange Winter in den Polargegenden ist selbst noch in der Beschreibung furchtbar. Der längste Tag des nördlichen Norwegens beträgt 2½ Monat, und eben so lange dauert die längste Nacht. In den nördlichen Gegenden des Königreichs Schweden ist der eine wie der andere nur einen halben Monat kürzer. Man erachtet hieraus leicht, wie es mit dem Klima der nördlichsten Länder aussehen möge — mit Grönland, Island und den nördlichsten Gegenden Amerikas. Hier nimmt das Eis höchst wahrscheinlich allgemach immer mehr zu und wirft einen großen hellen Schimmer gegen den Himmel hinauf, der dem Schiffer andeutet, daß große Eisfelder in der Nähe vorhanden sind, von welchen sich zu Zeiten gewaltige Stücke, oft einer Quadrat-Meile groß, mit entsetzlichem Gekrache ablösen, durch Strömungen

südlicher getrieben werden, und dann nach und nach mürber gemacht, durch einen Windstoß gänzlich zersplittern. Große Eisschollen werden in ungeheurer Menge durch Windstöße zusammengetrieben, bilden Eisberge und füllen große Buchten und Baien*) aus. Solches forttreibendes Eis legt sich noch immer jetzt mehr und mehr um die östlichen Küsten Grönlands an und bildet einen immer größern Wall, der in jetziger Zeit die Küsten durchaus unzugänglich macht, die sonst sehr zugänglich waren. Man schätzt diesen Wall gegenwärtig schon zu 6 Meilen Durchmesser in der Breite. Im Winter kommt in diesen Gegenden die Sonne nie über den Horizont hinauf; doch aber scheint dieselbe wohl 14 Tage eher aufgegangen, als es wirklich der Fall ist, und 14 Tage noch nach dem Untergange sichtbar zu seyn, wo sie in der That schon untergegangen ist."

„Aber wie kann das seyn," fragte Wililald, der stets über Alles nachdachte.

„Dieß ist eine von der Brechung der Lichtstrahlen entstandene Täuschung," antwortete der Vater. „Auch wir sehen bei uns die Sonne 8 Minuten später als sie aufgegangen ist, und eben so viel länger nach ihrem Untergange, wiewohl freilich aus ganz andern Gründen."

„Wie ist's wohl möglich," sagte Bertha, „daß meine schöne Glasflasche im vorigen Winter, da ich sie mit Wasser füllte und in der kalten Kammer über Nacht stehen ließ, zersprang?"

---

*) Buchten, Orte, wo sich das Meerwasser in das Land hinein biegt.

„Siehe, mein Kind, die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren geht mit großer Gewalt vor sich, weßhalb mit Wasser angefüllte und fest verschlossene Gefässe zersprengt werden, sobald der Inhalt zu Eis wird; ja diese Gewalt ist so groß, daß ihr mit Wasser gefüllte und mit Schrauben verschlossene eiserne Bomben nicht widerstehen, und Mauern, deren Grundlage von Nässe durchdrungen ist, durch Gefrieren derselben in die Höhe gehoben werden können. Wenn Eis auf einer Wasserfläche lagert, vermag es schon bei einem Zoll Stärke einen Mann zu tragen, der jedoch nicht lange auf derselben Stelle verweilen darf. Je stärker die Kälte, desto härter und fester ist das Eis, das in Polargegenden kaum mit dem Hammer zerschlagen werden kann und aus dem sich z. B. die Eskimo's Hütten bauen, welche, da Eis ein schlechter Wärmeleiter ist, sogar Schutz gegen die heftige Kälte gewähren. — Auch in Petersburg" —.

„Verzeihen Sie, lieber Vater!" sagte Wilibald, „daß ich Sie mit der Frage unterbreche: was die Eskimo's sind?"

„Nun, das will ich dir sagen," entgegnete der Vater. „Die Eskimo's sind Menschen, welche in den nördlichen Theilen des brittischen Nordamerika's und auf den Küsten und Inseln des Nordpolarmeeres wohnen. Sie sind klein und höchstens 5 Fuß hoch, haben breite Gesichter, blatte Nasen, herabhängendes starkes schwarzes Haar und die Männer sind ohne Bart. Sie bemalen sich Gesicht und Arme, machen sich Einschnitte unter die Unterlippe, so daß es aussieht, als hätten sie

einen doppelten Mund. Da ihre kalte Heimath, die sie gleichwohl sehr lieben, ihnen von Pflanzen fast bloß Moos und eine Art Birken darbieten, der Hund ihr einziges Haus- und Zugthier ist und sie noch nicht einmal die Rennthiere zu zähmen wissen; so sind Fische und Seehunde ihre vorzügliche Nahrungsmittel, und Seehundsblut, Thran und Fettigkeit sind für sie Leckerbissen."

„O! diese armen Leute dauern mich," sagte Bertha. „Nun, liebes Väterchen, was haben Sie uns vorhin von Petersburg erzählen wollen?"

„In Petersburg wurde während des harten Winters 1740 auf der Newa (einem Flusse) nach allen Regeln der Baukunst ein 52½ Fuß langes, 16½ Fuß tiefes und 20 Fuß hohes Haus ganz aus Eis errichtet, vor dem sechs auf der Drehbank gearbeitete Kanonen und 2 Mörser, sämmtlich aus Eis, standen. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, wurden aber nicht, wie diese, mit 3 Pfund Pulver, sondern nur mit ¼ Pfund geladen, jedoch auch mit eisernen Kugeln (später mit Hanfkugeln) geladen, welche auf 60 Schritte noch durch ein Brett von zwei Zoll Stärke drangen. Das Eis der Kanonen soll nicht viel über 3—4 Zoll dick gewesen seyn, und dennoch widerstand es der Gewalt des Zerspringens. Nur in einer so sehr großen Kälte kann das Eis eine solche Festigkeit erlangen."

Alle wunderten sich über dieses Eisgebäude, und noch mehr über das Schießen aus den Eiskanonen.

Als Bertha sah, daß der Vater seine Augen nach der untergehenden Sonne wendete, sprach sie:

„Jetzt sieht man nur noch einige Lichtstreifen von der Sonne, sie verbirgt sich.“

„Ja, dort sinkt sie hinab, die goldene Sonne, hinter die Gebirge,“ sagte hierauf der Vater. „Noch einmal blickt sie freundlich zu uns und röthet mit ihren lieblichen Strahlen den Saum der Berge. Wer zählt die Millionen, die sich heute ihres wohlthätigen Anblickes erfreuten!“

„Denkt Euch, meine Kinder, einen Unglücklichen, dessen Auge ewige Nacht deckt! Ach, traurig, höchst traurig ist sein Loos! Gerne würde er manchen kostbaren Augenblick seines Lebens darum geben, könnte er nur einmal aufblicken zur Quelle des Lichtes! Aber umsonst! Auf immer verschlossen sind seine Augen dem Glanze des feurigen Gestirns, das Millionen Wesen wohlthut und sie erfreut. Ihr kennet ja den blinden Johann mit der Drehorgel?“

„O ja!“ riefen alle zusammen.

„Wie unglücklich ist er!“ sagte der Vater. „Wie er blind geworden, das werde ich Euch morgen erzählen,“ setzte der Vater bei, stand auf und verließ den Garten.

„Also morgen hören wir die Geschichte von dem blinden Johann,“ sagten die Kinder voll Freude, und eilten an der Seite des Vaters zur Gartenthür hinaus, um dieses auch der Mutter, die heute nicht in der Laube war, mitzutheilen.

Dritter Abend.

Nachdem die kleine Gesellschaft am folgenden Abende sich wieder versammelt hatte, und die Mutter auch daran Theil nahm, fing der Vater in seiner Erzählung von dem blinden Johann mit der Drehorgel folgendermaßen an: „Johann ist der Sohn eines Unterförsters in Westphalen. Von Jugend auf war er ein wilder unbändiger Bursche mit zwei feurigen braunen Augen — schöner, als jetzt. Zu nichts wollte er sich gebrauchen lassen, und ging endlich im letzten Feldzuge als ein Freiwilliger mit nach Frankreich. Man weiß, wie im feindlichen Lande Hinterlist auf jeden Einzelnen lauert.

„Der Haß, die unterdrückte Wuth war zu groß, Viele sind ihre Opfer geworden, und Viele gefallen auf meuchelmörderische Weise. Das Landvolk paßte ihnen in Wäldern und Schluchten auf.

„Johann ward eines Tages mit beordert, Nahrungsmittel und Fourage aus einem etwas abgelegenen Dorfe zu holen. Am Ende desselben erhob sich auf einem kleinen Hügel ein nettes Haus, größer und besser, als die übrigen. Dahinter zog sich ein langer blühender Garten hinab. — Man sagte ihnen, dieß sey das Forsthaus und sie gingen Alle dahin, um dort zu frühstücken. Der Förster war über Feld und nur seine Schwester Amalie, ein wohlgestaltetes 16jähriges Mädchen, war im Hause und bewirthete sie. Mit einer Anmuth ohne Gleichen trug sie die Speisen auf, und schien mit niedergeschlagenen Augen alle die rohen

Späße nicht zu hören, die ihretwegen gemacht wurden. Amalie war ein sehr gesittetes Mädchen. Nur unser Johann war still — seine Seele brütete weiter. Sie eilten nach eingenommenem Frühstücke fort, aber Johann hatte keine Ruhe, seine Gedanken waren auf Erbeutung einer Summe Geldes gerichtet, die er bei dem Förster ganz sicher zu finden hoffte. Ein Plan war geschmiedet, und Johann führte ihn aus. Ein leichtes Abenteuer glaubte er zu bestehen — aber sein böses Geschick führte ihn und er taumelte in den Abgrund, in dem Ihr ihn jetzt bedauernswerth mit seiner Drehorgel herumziehen seht.

„Unvermerkt stahl sich Johann von seiner Schwadron ab, und ritt nach dem Forsthause zurück. An der Gartenmauer entlang reitend, gewahrte er das Mädchen ganz allein in einer Laube sitzend. Er stieg vom Pferde, band es an einen Baum und kletterte, da die Gartenthüre verschlossen war, leise über die Mauer. Ehe es sich das Mädchen versah, hatte er sie ergriffen und gebunden."

„Ach Gott, der grausame Mensch!" rief Bertha aus.

„So höre nur, was weiter geschah," sagte Otto.

Der Vater fuhr fort: „In französischer Sprache rief sie laut schreiend um Hülfe. „„Daß dich der Satan schreien lehrt!"" rief Johann zornig, packte sie mit aller Gewalt und schleppte sie so gebunden in den Keller des Hauses, damit sie durch ihr Geschrei nicht Leute herbeiziehen möchte.

„Hierauf kehrte er eilig in die Laube zurück, um

da seinen Mantel zu holen. Da rauschte es leise im Gebüsche — er sah sich um, und was er erblickte, machte jede seiner Muskel erstarren. Ein Jäger stand an einen Baum gelehnt, das Feuerrohr auf ihn gerichtet, so ruhig zielend, daß sein Tod im nächsten Momente gewiß schien. Unfähig sich von der Stelle zu rühren, starrte Johann geisterbleich in die Mündung des Gewehres. Er wußte nicht, so erzählt er selbst, war es sein böser Vorsatz, das Bewußtseyn seiner Schuld, das jedes Leben in ihm fesselte, ihn so völlig vernichtete, daß er es ruhig geschehen ließ, als jetzt der Jäger auf ihn zueilte, die Büchse wegwarf, und ihn mit vor Zorn rollenden Augen bei der Brust faßte."

„Ach Gott, wie wird das noch enden!" rief Bertha ängstlich aus.

„Johann wollte nach seiner Waffe greifen, aber seine Hand war gelähmt, seine Glieder versagten ihm den Dienst. Der Jäger band ihm mit einem Schnupftuche die Arme zusammen, nahm ihm den Degen ab, und eilte in das Haus, um seiner noch immer nach Hülfe rufenden Schwester beizuspringen. Welch ein Erstaunen für ihn, als er sie gebunden im Keller fand! Er befreite sie ihrer Banden und blitzschnell eilte er wieder in den Garten; seine dunklen Augen sprüheten auf Johann, der ihn wie einen Strafvogel des Himmels vor sich stehen sah. Johann sah sein Pferd durch eine Hinterthüre des Gartens in den Hof ziehen — Thränen traten in sein Auge. Endlich befahl ihm der Jäger, er solle vor ihm vorangehen nach dem Hause, und nahm die Büchse wieder zur Hand. — „„Was

willst Du machen, Raimund?"" rief das herbeigeeilte Mädchen Amalie ängstlich, indem sie sich an des Bruders Arm hing. „„Ich bitte Dich, was willst Du beginnen? Laß ihn gehen, den Bösewicht, vergreife Dich nicht an ihm, um aller Heiligen willen — meinetwegen soll kein Unglück geschehen."" — Raimund sagte nichts, finster, mit einer entsetzlichen Ruhe blickte er den gebundenen Johann an und knackte mit dem Hahn des Gewehres; Amalie umfing weinend die Knie ihres Bruders Raimund. — „„Beruhige Dich, Amalie!"" sagte er, sie abwehrend, „„um solchen mußt Du nicht weinen.""

„„Raimund!"" flehte jetzt Johann mit zitternder Stimme, „„wollt Ihr mich morden, so macht es kurz! Ich habe den Tod verdient, es ist wahr; aber ich flehe Euch an — laßt mich leben! Ich bin noch so jung!""

„„Daß Du,"" rief Raimund mit fürchterlich lauter Stimme, „„daß Du noch länger vom Raube Dich nährtest! O Ihr heillosen Nachzügler! Ihr Geißel der Armeen! Ihr Pest der unglücklichen Länder, in denen der Krieg wüthet! Wisset, Euch ist im Voraus das Urtheil geschrieben! Dem Landmann, den Ihr hinter dem Rücken Eurer Truppen blutgierig aussauget — dem Landmann in die Hände fallen oder dem Tode — das ist Eines. Fort, Bube, aus meinen Augen!"" Bei diesen Worten stieß er Johann in eine finstere Kammer, der, laut jammernd, auf den Boden niederstürzte. Wie lange Johann hier in düsterer Verzweiflung mag gelegen haben, von Allen, von jedem Trost verlassen —

seinen Mörder erwartend, wußte er nicht — endlich unterlag die angestrengte Natur, die ganze Größe seines Elendes zitterte in wilden Phantasien vor seiner Seele — er sank in einen tiefen Schlaf.

„Als er endlich erwachte, war es heller um ihn, Amalie stand vor ihm. Sie trug in einer Hand einen Hirschfänger, in der andern einen Korb mit Lebensmitteln. Sie sah ihn lange wehmüthig an.

„„Deutscher!““ sagte sie endlich, „„Dein Tod ist beschlossen — Du wirst sterben müssen!““

Johann seufzte schwer auf. „„Amalie!““ rief er, ihr zu Füßen stürzend. „„Amalie, rette mich!““

„„Ich will es!““ erwiederte sie leise, aber fest. „„Folge mir!““ dabei lösete sie mit zitternden Händen die Bande von seinen Armen und reichte ihm den Korb. „„Nimm das,““ sagte sie, „„und laß uns eilen! Mein Bruder ist ausgegangen in das Dorf, um Dich den Bauern zu liefern. — O junger Mensch!““ fuhr sie fort, indem ihr schönes Gesicht immer mehr erbleichte — „„laß Dir nicht umsonst diese Lehre vom Schicksal gegeben seyn, werde besser, als Du warest. Bedenke, daß jedes Verbrechen, das Du noch begehst, auf mich zurückfällt, die ich Dich dem Tode entreiße.““ Sie zog ihn mit fort. Schon waren sie an der Hinterthür des Gartens, als plötzlich Amalie laut aufschrie und der entsetzliche Raimund vor ihnen stand. Mit einem Blicke, in dem der Tod lag, fragte er: „„Wohin?““

„Amalie sank ihm zu Füßen. Er riß ihr das Jagdmesser aus der Hand; dann ergriff er Johann beim

Arme und führte ihn abseits. Johann fühlte den Tod an sich niederrieseln, da rang sich die gute Amalie vom Boden auf und warf sich zwischen sie Beide; auch Johann sank auf die Knie und hob seine Hände flehend zu dem Jäger empor.

„„Nun denn!““ rief Raimund, „„das Leben sey Dir geschenkt. Elender, geh! Aber nicht ungezeichnet sollst Du von hier gehen; das Eigenthum soll künftig sicher seyn vor Deinen Blicken. Du sollst nicht mehr raubbegierig umherspähen, nicht mehr Frankreichs Himmel sehen.““ Dabei holte er aus, und versetzte ihm einen Hieb mit dem Hirschfänger über beide Augen, daß er heulend zu Boden taumelte.“

„Ach, mein Gott!“ schrieen die drei Kinder zusammen.

Der Vater fuhr fort: „Ein entsetzlicher Schmerz, sagte Johann, durchzückte sein Gehirn, der Quell des Sehens floß aus. Er krümmte sich auf der Erde in furchtbarer Nacht. Das Bild des Zürnenden, die ohnmächtige Amalie waren die letzten Gegenstände, die seine Augen sahen. Seitdem ist Johann blind. Er bettelte sich nach Deutschland, wanderte Jahre lang bis in unsere Gegend hierher, fand seinen Vater todt, und wurde, wie Ihr ihn gesehen habt. Man wollte ihn aufnehmen in Armen-Anstalten, in Blinden-Institute; aber er zog die Freiheit vor. Die Drehorgel, welche er auf seinem Rücken herumträgt, schenkte ihm ein mitleidiger Savoyarde. Ein altes armes Weib ist seine Führerin.“

Ein tiefgefühltes Ach! ließ sich jetzt im Kreise der

mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden Kinder hören und ihre Wimpern wurden feucht von den Thränen des Mitgefühls. — Schweigend sassen Alle da.

Die Mutter unterbrach die stille Pause und sagte: „Es ist ein schönes Zeichen des menschlichen Herzens, daß das mit einem gewissen Anstand getragene Unglück auch von der Menge fast immer geehrt wird.“

„So mag es auch kommen,“ setzte Wilibald gerührt bei, „daß Johann überall mitleidige Menschen findet, die ihn unterstützen.“

Ja, meine Kinder, es ist eine fürchterliche Idee, aufzutreten unter den Menschen mit dem Mangel des höchsten Lebensgutes!“ sagte der Vater.

Otto meinte: „Raimund müsse doch ein Unmensch gewesen seyn, daß er einer so entsetzlich grausamen That fähig war!“

„Raimunds grausame That,“ entgegnete der Vater, „blieb von der Vorsehung nicht unbestraft; davon ein andermal.“

Am wolkenleeren Himmel stand das helle Sternenheer, der Mond stieg eben über das Gebirge herauf, und Alles schien im stillen Frieden der warmen Sommernacht zu schlummern.

Und so ging die kleine Gesellschaft diesen Abend stiller und nachdenkender auseinander, als gewöhnlich.

Vierter Abend.

Als man sich am folgenden Abende wieder an Ort und Stelle versammelt hatte, verlangten Alle die Fortsetzung der Geschichte vom blinden Johann, eigentlich die Geschichte von dem Schicksale Raimunds, dem Urheber der Erblindung des Johann.

Der Vater besann sich einige Augenblicke und begann: „Ja, Raimund, der Jäger, entging der Strafe des Himmels nicht. Zufällig kam er nach ein paar Jahren auf einer Reise in ein Gasthaus, wo er den blinden Johann mit der Drehorgel sah. Augenblicklich erkannte er ihn. Ihr könnt Euch leicht denken, welchen schrecklichen Eindruck diese Erscheinung auf Raimund machte? Die Trauertöne der Orgel klangen ihm wie das Stöhnen eines Sterbenden aus der Tiefe des Grabes. Er verließ sogleich diesen Ort, und wohnte des folgenden Tages in einem benachbarten Städtchen dem Gottesdienste bei. Und als endlich der Pfarrer die Kanzel bestieg, und von Tod und Ewigkeit sprach, und den Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit jenseits des Grabes zeigte, und wie dort einen Jeden der Lohn seiner Thaten erwartete, da hielt er sich nicht länger, sondern verließ, gefoltert von seinem Gewissen, die Kirche.“

„So straft,“ unterbrach ihn jetzt die Mutter, „so straft das Gewissen auch die verborgene That!“

„Wollen wir jetzt Raimund selbst erzählen lassen,“ sagte der Vater.

„„Es lastete,““ so erzählte Raimund selbst, „„es la-

stete ein schweres Verbrechen auf mir, aber jetzt bin ich ruhig darüber. Nationalhaß, Zorn, Wuth machten mich zum Teufel, ob ich gleich stets ein Mensch war. Nicht lange konnte eine unnatürliche Abspannung meines Wesens dauern, und bald ergriff mich die glühendste heißeste Reue. Ich konnte nicht mehr froh seyn; wo ich ging und stand, starrte mich der blinde Johann an mit seinen bluteten Augen. Wie das Bewußtseyn eines Mordes verfolgte er mich wachend und im Traum; ich lebte nicht mehr, ich schlief nicht mehr, ich freute mich nicht mehr, ich brütete so hin unter höllischen Qualen.

„„Vergebens suchte ich Trost bei Amalie, vergebens in der Natur, ich klagte mich selbst an, ich ward meines Amtes entsetzt und in die Festung gesperrt; aber die Stunde meiner Freilassung traf mich nicht ruhiger, als die, worin ich eingekerkert ward.

„„Ein kleines Gut, tief in den Bergen der Champagne, war das Asyl, wohin ich mich jetzt flüchtete, begleitet von Amalie und von jenem zurückgelassenen Pferde des Johann, das ich stets besser gepflegt hatte, als mich selbst. — Ich wurde krank, der nagende Wurm des Gewissens griff das Princip (Grundstoff) meines Lebens an. Schon glaubte ich zu sterben, als der Himmel meiner sich erbarmte. Ich bemerkte nämlich, daß täglich, als ich anfing zu genesen, die Sehkraft meiner Augen abnahm. Düster und immer düsterer ward es um mich her, das Licht drang nur noch sparsam durch die feine Haut, welche die Sterne meiner Puppillen überzog.““

„Wunderbare Wege der Vorsehung!" sagte die Mutter.

„„Je mehr die Gegenstände um mich her in undeutlichem Dunkel verschwammen, je klarer und ruhiger wurde es in meiner Seele — mein inneres Auge erschaute die Gnade Gottes, und den himmlischen Frieden, den er anfing, in meinen Busen zu senken. So, nur so konnte ich jemals ruhig werden, ich fühlte es deutlich und ohne Schauder.

„„Eines Morgens erwachte ich nach langem Schlaf; es war Nacht um mich, ich bat Amalie, die Vorhänge der Fenster wegzuziehen. Ich fühlte meine Hände von den ihrigen gefaßt, mit Thränen benetzt, aber ich sah sie nicht.

„„Laß es gut seyn, mein Kind! sagte ich, heimlich bebend, laß es gut seyn, ich bin blind.""

„Eine schreckliche Strafe des Himmels!" sagte Wilibald.

Der Vater fuhr fort: „„Ja, ja!"" so erzählte Raimund selbst, „„ich betete zu Gott zum Erstenmale nach der unglücklichen That mit voller, ganzer Seele. Mir war geworden, was ich verdiente; die Welt schloß sich zu hinter meinen Augen, das Leben starb für mich, das Licht der Sonne schien für mich nicht mehr."" So weit Raimunds eigene Worte."

Innig ergriffen und von der lebhaftesten Theilnahme bewegt, saß die kleine Gesellschaft schweigend da. Der Vater betrachtete einige Augenblicke die Kinder und sprach dann: „Der tiefbewegte Ausdruck Euerer

Züge bürgt mir mindestens, daß ihr das Schicksal solcher Unglücklichen empfindet."

„O Kinder," sagte hierauf die Mutter, „es ist ein großer Verlurst um die Augen! Todt ist für Blinde die ganze Natur."

„Seht," sprach der Vater, seinen Blick zum Himmel erhebend, „seht, die Wolkenhülle zerreißt, — Ihr seyd so glücklich dieses mit gesunden Augen zu betrachten — der Himmel öffnet sich. Ein falber Schein von tausend Fackeln fällt aus ungemessenen Fernen in die Nacht. Der Geist des Lebens wandelt hoch über den Wolken, wo ein unermeßliches All sich ringsum ausdehnt; seine Schranken können wir uns nicht denken, das Schrankenlose nicht fassen, aber im Unendlichen hält sich das Ganze. Hoch über uns, weit über Gedanken, da sind Welten an Welten gereiht, Myriaden-Sonnen, und tausend Weltregionen wandeln still und friedlich um Deine große Sonne, lieber Vater im Himmel!"

(Alle traten einige Augenblicke aus der Laube, und ihr Blick war aufwärts zu den Sternen gerichtet.)

Der Vater fährt fort zu sprechen: „Nur mit Staunen, liebe Kinder, kann der denkende menschliche Geist einen Blick auf das Weltgebäude werfen, sich in die Sternenwelt wagen!

„Könnten wir uns in einen Fixstern versetzen, der, von hier aus betrachtet, uns nur als ein Punkt erscheint und gleichsam an der Grenze des Himmelsraumes steht, so würden wir von da aus wieder eine unendliche Menge Sterne erblicken, die wir von unserer

Erde aus nicht wahrzunehmen vermögen. Und derjenige Fixstern, welcher von dort aus gesehen, der letzte zu seyn schiene, würde es eben so wenig seyn, als der, welcher es von der Erde aus gesehen, zu seyn scheint. In's Unendliche erstreckt sich dieser Himmelsraum, und zahllos sind die Gestirne, gegen welche unsere Erde nur ein unbedeutender Punkt ist, von lebenden auch wohl von vernünftigen Geschöpfen bewohnt, — welche Menge von Geschöpfen!"

"Und welche Menge von Wohnungen!" setzte die Mutter bei. "Ja, wohl hat er recht, der Göttlich-weise, wenn er sagt: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!"

"Wer sollte bei dem Gedanken an dieses Alles, nicht die Macht desjenigen Wesens bewundern, das Alles dieses in seiner Ordnung erhält, allen Bewohnern dieser zahllosen Welten Nahrung und alles gibt! Wer sollte nicht erstaunen über die Weisheit, die jedem dieser Weltkörper in dem Himmelsraume seine Stelle anwies, seine Laufbahn bestimmte, und alle in ewigen Kreisen sich drehen hieße! Ja, wer sollte nicht anbetend knieen und ausrufen: Gott, du bist unbegreiflich, unendlich groß und erhaben! Der weiseste und mächtigste Mensch der Erde ist nicht mehr gegen Dich, Allmächtiger! als das kleinste Sandkörnchen gegen das grenzenlose Weltall!"

"Zum Schlusse soll uns Bertha das Gedicht von Krummacher, die untergehende Sonne, schön vortragen," sagte die Mutter, und Bertha besann sich

einige Augenblicke, räusperte sich ein, zwei, drei Mal, dann begann sie:

„Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!
Das ist so ihre Weise;
Sie zeiget, still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth.
Sie läuft den Weg behende,
Vom Anfang bis zum Ende,
Erhält und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem hohen Himmelszelt.
Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen.
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn,
Und lächelt uns noch ein Mal an.
Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter.
Bald, aus des Himmelsthor,
Steigt sie mit neuem Glanz empor.
Drum wall't nur frohen Muthes,
Wie sie, und thuet Gutes;
Dann schließt ihr fröhlich euern Lauf,
Und steht, frohlockend, wieder auf.“

„Bertha,“ sagte der Vater, „das hast Du mit ganzem Gefühle vorgetragen.“

„Ja gewiß,“ setzte die Mutter bei, und küßte Bertha.

Als über das jenseitige Tannenwäldchen und über die Berge der dumpfe Ton einer Thurmglocke durch

die Nebel des Rheinstromes herüber zitterte, stand der Vater von seinem Sitze auf, entblößte sein Haupt und Alle verließen, still betend, den Garten.

Fünfter Abend.

Schon früher fanden sich heute die Kinder im Garten ein, und unterhielten sich da auf mannigfaltige Art bis zur Stunde, in welcher der Vater erschien. Eben belauschte die kleine Dreigesellschaft den Gesang der Vögel an der Garten-Allee, worin mehr als zwanzig Finken ihre Wettgesänge einander zuschmetterten, als der Vater hereintrat. Jedes der drei Kinder eilte seinem gewöhnlichen Sitze in der Laube zu. Nachdem der Vater einige Fragen über ihre Beschäftigung und Unterhaltung, die sie eben im Garten gehabt hätten, gethan hatte, und ihm die Kinder ihre freudigen Empfindungen, die sie in Gottes freier Natur genoßen, äußerten, sprach der Vater: „Wie auffallend, ja wie nachtheilig würde es für den Bewohner eines großen und nützlich eingerichteten Hauses seyn, wenn er dasselbe nicht kennen und die Vortheile desselben nicht bemerken und nützen wollte? Aber noch auffallender und unverzeihlicher würde der Mensch, als vernünftiger Bewohner dieser Erde, handeln, wenn er sich nicht um die Einrichtung, Schönheit und Nützlichkeit des großen Wohnhauses, das ihm der Schöpfer angewiesen hat, bekümmern wollte. Wie viel Vergnügen,

das er haben könnte, wird er entbehren; wie vielen Nutzen, dessen er sich erfreuen könnte, wird er verlieren, und wie viele Ermunterungen zur Weisheit, Macht und Güte seines Gottes werden ihm unbekannt bleiben!

Kinder! die Kugel, die wir gegenwärtig für einen kleinen Abschnitt unsers Daseyns bewohnen, und die selber kein Leben geben kann, sondern Leben nur empfängt, ist nur wenig mehr als nichts von dem, was die nie gemessenen Räume rings um uns erfüllt. Der Himmel trägt die wahre Größe der Welt."

„Was befindet sich denn in diesen nie gemessenen Himmelsräumen?" fragte Bertha.

Der Vater antwortete: „Sonnen, Planeten, Monde und Kometen schwimmen gleichsam im Meere des Aethers (der obern Himmelsluft), und erfüllen den ganzen unbegrenzten Raum."

Hier äußerte Otto die Besorgniß, daß diese großen Himmelskörper an einander stoßen und sich vernichten könnten. Hierüber belehrte ihn der Vater auf folgende Weise: „Der Schöpfer wies jedem dieser Körper seine eigene Bahn; die Monde kreisen um ihren Planeten, die Planeten um ihre Muttersonne; die Sonnen, Gott weiß in wie vielen Stufen, um immer höhere Sonnen, und die gesammte Sonnenschaar wahrscheinlich um eine sehr große Sonne, die der Allmächtige für sich selbst im Centrum des All's gebaut hat."

Wilibald, der älteste Sohn, sagte: „Auf unserer Erde finden wir ja auch die kleinsten wie die größten Dinge in Harmonie und wohlgeordnet; wie sollte nicht

auch Alles auf dem großen Schauplatze der Natur in Harmonie und wohlgeordnet seyn?"

„Diese Ansicht und Bemerkung, lieber Wilibald, ist ganz richtig," entgegnete der Vater; „denn nichts wird auf einmal in seiner vollendeten Gestalt und Einrichtung, sondern Alles geht von der Stunde seiner Geburt (wie bei dem Menschen) bis zur Stunde seines Todes seinen abgemessenen Bogen am Rade der Veränderung durch, und gelangt erst allmählig zur Vollendung. So ist's im Kleinen und im Großen; so werden wir's gewahr an den Dingen der Erde, so ist's auch allen Gebilden des Himmels vorgeschrieben. Aus dem Tode wird immer das Leben geboren. Tod ist nichts in der Natur. Was wir so nennen, ist Umwandlung, und Alles, was sich verwandelt, erhält eine andere Gestalt. Das in die Erde gelegte Samenkorn verweset, und in anderer Form keimt es hervor. Es ist kein Korn mehr, es ist eine Pflanze, wird ein Halm und eine Aehre. So werden wir denn auch Alle, der Eine früher, der Andere später, einmal sterbend das Haupt senken; unser Geist aber lebt fort, und unser Körper wird auch nicht ewig in der Grabeshöhle schlummern, sondern umgewandelt zu einem bessern Leben hervorgehen."

Lange Pause. —

Otto wollte etwas sagen, hielt aber wieder inne. „Nun Otto, was willst Du sagen?" rief ihm der Vater zu.

„Ich wollte die Frage thun, ob die Menschen durch gute Fernröhre nicht wahrnehmen könnten, wie

viele solche verschiedene Körper, von denen Sie vorhin sprachen, in dem unermeßlichen Himmelsraume kreisen?"

„Mein lieber Otto," antwortete der Vater, „so wenig wir Menschen im Stande sind zu sagen, wie viele Wassertropfen die Sümpfe und Teiche, die Bäche und Ströme, die Seen und Meere hier bergen, oder wie viele Sandkörner den lockern Ueberzug der Erde bilden: eben so wenig, ja noch weniger, ist es uns vergönnt, die Vielheit der Welten in den fernen Räumen des Himmels zu zählen. Unsere liebe Mutter-Erde zählt sich mit vollem Rechte unter diese entsetzlich lange Kette untergeordneter Körper, aber sie gilt darin gewiß nicht mehr, als ein Tropfen Wasser im großen Weltocean."

Voll Empfindung und Andacht rief Wilibald aus: „O Du allmächtiges, unendliches Wesen! wo sollen wir zuerst unsere Augen hinwenden, Deine Werke zu betrachten?"

Otto faltet die Hände: „Großer Schöpfer! dankend falle ich vor Dir nieder, bete Dich an, Du ewig Gütiger!"

Innig ergriffen sagte der Vater: „Wie wohlthuend ist's für Eltern, solche fromme Gefühle an ihren Kindern wahrzunehmen! Möchten diese frommen Empfindungen stets in Euern Herzen fortleben!"

Nach einer Pause fragte Bertha: „Ob auch andere Erden, die man Planeten nennt, sich eben so, wie unsere Erde, um die Sonne bewegen, und unserer Erde an Größe gleich kämen?"

„Nein, nein liebes Kind!" sagte der Vater. „Einer

unter diesen Planeten, er heißt Merkur — ist bei weitem der kleinste, und setzen wir die Größe unsers Erdballs gleich der Größe einer Erbse, so stellt sich die Größe Merkurs der eines Senfkornes heraus."

„O wie winzig!" schrie Bertha.

„Merkur ist dem unversiegbaren Quell des Lichtes am Nächsten, er schöpft ohne Rast zu seiner Verschönerung und Verjüngung aus demselben und schmückt damit seine Jahre, welche ja doch sehr schnell vorübergehen. Können wir schon sagen: „„Die Zeit fährt dahin wie ein Schatten, die Jahre sind schneller wie ein Läufer, so können dies noch vielmehr die Bewohner des Merkurs, dessen Jahr nur 87 unserer Tage dauert.""

„Ist unser Erdball nach obigem Maßstabe wie eine Erbse groß, so darf die zwergartige Vesta kaum die Größe des kleinsten Sandkornes haben. Uranus ist ein Riese gegen unsere Erde, noch größer als Uran aber ist Saturn; am größten Vater Jupiter; denn stellt man sich nach voriger Vergleichung die Erde gleich der Größe einer Erbse vor, so hat Jupiter mit Recht Anspruch auf die Größe einer mäßigen Pomeranze. Uranus steht an dem Aeußersten unseres Sonnengebiets. Moses sagt: „„Das Leben währt 70 Jahre und wenn es hoch kommt, sind es 80.""

„Die wenigsten Menschen aber bringen es zu dieser Höhe; die meisten sterben schon, ehe sie die Hälfte der 80 zurückgelegt haben. Wenn sie jedoch auch Achziger würden und von ihrer Wiege an auf dem Uranus gelebt hätten, so würden sie doch nicht ein einziges Mal die ganze Reise um die Sonne mitgemacht

haben und also noch nicht völlig ein Uranusjahr alt seyn; denn jene Reise dauert 84 unserer Jahre. Dabei würden sie nur Einmal Sommer und Einmal Winter gehabt haben, weil der Uranus, im Gegensatze zu den andern Planeten, eine solche Lage zur Sonne hat, daß der eine Theil 42 Jahre lang in tiefer Winternacht verdeckt bleibt, während der andere Sommer hat. Bis jetzt hat man auf dem Uranus 6 Monde entdeckt, welche wahrscheinlich die Nacht des Uranus mit ihrem Lichte erfreuen." Die kleine Gesellschaft war Aug' und Ohr, und keinen Laut gab sie von sich. — Dieses Stillschweigen brach die Mutter mit der Frage: „Also muß auch das Lebensalter dieser Planetenbewohner sehr verschieden seyn?" Der Vater antwortete: „Gelten die Gesetze der Natur auf dem Uranus, so wird das Wachsthum, und also die Jugendzeit eines Uranus Bewohner 1674 unserer Jahre dauern, und das höchste Lebensziel erreicht ein Uraner erst nach 11,724 Jahren. Die Bewohner des Merkurs hingegen würden, nach diesen Voraussetzungen, eine Jugendzeit von 5 Jahren erleben. Und steht die Höhe eines Merkurs-Bewohner mit dem Durchmesser seines Weltkörpers in dem Verhältnisse, worin unsere Höhe mit dem Durchmesser unsers Weltkörpers sich findet, so ist das gewöhnliche Maaß der Mannes-Höhe dort 2 Fuß 8 Zoll. Im Uranus wäre dann das Maaß der Mannes-Höhe 22 Fuß; im Monde 1 Fuß 3 Zoll.

„Ist ja auch kein Stern, kein Land, kein Mensch, kein Sandkorn, kein Blatt am Baume dem andern gleich! Wie groß ist z. B. auch die Verschiedenheit

unter den Angesichtern der Menschen! Dieses hängt aber auch schon mit dem Geistigen zusammen, da das Angesicht die Tafel ist, auf welche das Gemüth mehr oder weniger deutlich seine Gestalt zeichnet."

„Vater!" rief auf einmal Berha, „dort oben kommt so hell der Mond hervor."

„Ja, hinabgesunken hinter den Horizont ist nun das große Licht des Tages, die Sonne, und dort blickt das liebliche Abendgestirn, der Mond, freundlich herab auf die Erde." „Und beim matten Lichte des Mondes bleibt die Erde nur im Halbdunkel und kühlender Thau senkt sich auf sie herab," sagte Wilibald.

Beim Mondlicht," fuhr der Vater fort, „schlummert die Natur, und nur der Pfad des einsamen Wanderers wird von seinem blassen Schimmer erleuchtet. Wohlthätig ist des Mondes Silberglanz für unser Auge, das oft den blendenden Glanz der Sonne nicht ertragen kann; erquickend sein Licht, wenn wir von der drückenden Sonnenhitze ermattet sind. Er ist der treue Begleiter der Erde, und still und unbemerkt wandelt er am Himmel dahin."

Den Vater unterbrechend, sagte die Mutter: „Ist dieß nicht das Bild der Bescheidenheit, die ohne Geräusch und Aufsehen Andern nützlich zu werden sucht?"

„Ein treffendes Bild," setzte der Vater hinzu. „Wie liebenswürdig und angenehm ist der bescheidene Mensch im Umgange mit Andern! Er thut seine Pflicht, aber ohne Aufsehen zu machen. Die Liebe und der stille Beifall edler Menschen ist ihm genug. Ohne Bescheidenheit erzeugen auch die glänzendsten Geistesgaben

und Geschicklichkeiten nicht einmal Hochachtung, sondern Haß.

„Auch Ihr, meine lieben Kinder! sollet dereinst der Menschheit nützlich zu werden suchen; denn Gott hat Euch mannigfaltige Kräfte zur Ausbildung gegeben. Aber immer soll Euer ernstlicher Vorsatz seyn, bei der Ausübung des Guten nicht nach dem Beifalle und dem Lobe anderer Menschen zu fragen, sondern im Stillen dasselbe zu vollbringen. Dann wird Zufriedenheit des Herzens und Bewußtseyn des Guten auch Euer schönster Lohn seyn.

Sechster Abend.

Schon dämmerten in blasser Lilafarbe die fernen Gebirge. Unten fingen schon die Schatten an zu walten, aber oben stand manche Lerche noch hell in der Sonne und sang anmuthiger in das große erhabenleise Chor der Ruhe. Der Vater, von den Kindern mit sehnsuchtsvollem Blicke erwartet, kam endlich in ihrer Mitte an und sprach: „So oft auch der Mensch Betrachtungen über des allmächtigen Schöpfers Werke anstellen mag, so wird er sie doch niemals alle zählen und ihre Anlage, Einrichtungen und Absichten ergründen können; aber er wird doch immer neue Geheimnisse, ohne seine Wißbegierde ganz zu befriedigen, und neue Ursachen zur Bewunderung Gottes und seiner großen Eigenschaften finden.

„Wir bewundern oft den Reichthum mancher Menschen und doch ist er gar nichts gegen den Reichthum der Natur. Welchen Ueberfluß an Früchten sehen wir im Sommer überall! Was für eine bewundernswürdige Menge aller Arten Getreide, woran sich das Auge des Menschen erfreuen kann! Gerade die nährendsten Pflanzen und Gewächse, in welcher Menge finden wir sie nicht auf der Erde! Wie viele Menschen leben auf der Erde, und dennoch finden alle ihren Unterhalt! Höchst bewunderungswürdig ist die Kraft, womit so unzählige Gewächse entkeimen, wachsen und gedeihen. Wer ermißt die Güte des Schöpfers, der sich in der jährlichen Aernte ein fortdauerndes Denkmal seiner Liebe gegen die Menschen gesetzt hat? Welchen tiefen Eindruck machen die Schönheiten der Schöpfung auf unser Gemüth!

Ja schön, o Gott, ist Deine Erde
Und werth, darauf vergnügt zu seyn.
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

„So schön aber die Erde die wohlthätige Hand des Schöpfers mit reichen Gütern ausgeschmückt hat, so ein angenehmer Wohnplatz sie für die Menschen jetzt ist, so würde sie dieses alles nicht seyn können, wenn nicht Tag und Nacht, Sommer und Winter, Kälte und Wärme, Samen und Aernte mit einander abwechselten.“

„Wer verläßt nicht gern das dumpfe Zimmer,“ sagte die Mutter, „um unter den Blüthen grünender Zweige, von der Frühlingssonne erquickt, zu lustwandeln?“

„O wie gerne wandle ich in der freien Natur an einem schönen Tage!“ setzte Otto hinzu.

„Auch der Reichste,“ fuhr der Vater fort, „verläßt gern seine Schätze, um mit dem Aermsten dessen Genuß zu theilen, was die Gottheit Allen gab.“

Wilibald meint: „Daß es kaum einen Menschen gebe, der nicht gern in Gottes schöner freier Natur weilen möchte.“

„Selbst der Kranke,“ sagte Bertha, „sehnt sich nach freier reiner Luft, die seinen schwachen Körper stärkt.“

„Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt,“ fügte Otto hinzu, „nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Bäumen und Früchten, mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt.“

„Du hast recht,“ sagte der Vater. „Wer keine Erdscholle sein nennen kann, ist glücklich, wenn er auch nur in einem Scherben (Topf) die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen sieht.

„Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natnr zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von ganz eigener Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden könne.

„Daher ward der Anbau der Erde von jeher eine von den Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem größten Eifer hingaben. So kam es, daß jetzt der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde überall angebaut und benützt ist.“

Otto fragte: „Ob denn unsere Erde anfangs nicht so schön gewesen sey, als sie jetzt?“

„Nein, mein Kind! die Erde war anfangs eine ungeheure Wildniß ohne Ende, und ihr Schöpfer wollte, daß ihre Bewohner darin nicht müßig leben, sondern sie bebauen und verschönern sollten. Undurchdringliche Wälder, weite ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten in dieser Einsamkeit."

Bertha fragte: „Wohin diese Thiere gekommen, da man sie nicht mehr sähe?"

Und der Vater antwortete: „Diese wilden Thiere entwichen, als der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrschaft ausdehnte; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken, Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmende Strahlen auf die Fluren. Die Kräuter und Blumen konnten, da das Verschwinden der Wälder und Sümpfe die Gegenden wärmer und trockner gemacht hat, auch zum Genusse des Menschen reifen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens untereinander ihre Gewächse. Auch ist auf Erden jeder Pflanze, jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt gegeben, über dessen Grenzen sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner und Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. So wird auch ein Volk des andern immer bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar untereinander verknüpft, daß sie alle Glieder

einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist."

„Ich habe schon gelesen, daß der Mensch in allen Gegenden unserer Erde leben und fortkommen könne," sagte Otto.

„Ja," erwiederte der Vater, „Du hast recht; der Mensch, dem Geiste nach die Krone der göttlichen Schöpfungen, kann in jedem Theile der Erde leben, und die Menschen haben schon mehrmals die Erde umreiset."

Bertha meinte: „Dazu müßten sie wohl auch sehr viele Jahre gebraucht haben." Allein der Vater sagte ihr: „Daß eine solche Reise um die Erde in einem Jahre vollbracht werde, die in gerader Linie einen Weg von 5—6,000 Meilen betragen würde."

„Könnte man denn eine solche Reise nicht in gerader Linie machen?" fragte Otto.

„O nein, mein Kind!" antwortete der Vater. „Meere und Gebirgsketten, deren stets beschneiete Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen zu vielfältigen Umwegen. Uebrigens ist uns das Innere von einigen Ländern, z. B. in Asien und Afrika, noch bisher nicht hinlänglich bekannt.

„Gelegenheitlich will ich Euch einmal von der Entdeckung Amerika's erzählen, was Euch gewiß viel Unterhaltung und Belehrung verschaffen wird. Morgen wird das Meer der Gegenstand unserer Unterhaltung seyn." „Die Schatten," sagte der Vater, „schleichen still nach ihrer Heimath, dem Walde zurück. Dieß nöthiget uns für heute den Garten zu verlassen."

Siebenter Abend.

Die alten, hie und da einzeln emporragenden Bäume standen ehrwürdig in hoher Erleuchtung des goldsprühenden Abendlichtes da. Im stillen Spiegel des Rheins stand das Bild des blauen Himmels und der anmuthigste Bergschatten.

Nachdem die kleine Gesellschaft sich in der Laube versammelt hatte, sagte der Vater: „Ich löse heute mein Versprechen, Euch von dem großen Weltmeere, besser Erdmeere, zu erzählen."

Nach einigem Nachdenken begann er: „Das Meer ist der größte und prächtigste Gegenstand unter dem ganzen Himmel. So schön, so entzückend auch der Anblick einer weit ausgebreiteten, und mit abwechselnden Städten, Dörfern, Hügeln, Flüssen, Wäldern, Wiesen durchzogener Landschaft dem Beobachter ist, so und noch prächtiger, reizender muß der Anblick des majestätischen Meeres, dieses so unermeßlichen Sammelplatzes von allen Gewässern der Erde seyn, das Auge ergötzen, den Geist entzücken, und Empfindungen der Ehrfurcht gegen den allmächtigen Schöpfer desselben einprägen. Das Meer bedeckt die niedrigsten Gegenden der Erde. Daher senken sich alle Gewässer dahin, und wo eine größere Tiefe ihren Lauf hemmt, bildet sich ein weiter See. So wird das Meer, die Mutter aller Gewässer, wieder von ihren Kindern ernährt."

Bertha sagte: „Schon öfters hörte ich, daß sich das Meer rings um die Erde winde; ist's so?"

„Höre, liebes Kind!" antwortete der Vater; „unsere

Erde hat theils Erdboden, theils Meeresspiegel zur Oberfläche. Ursprünglich ist die ganze Erdkugel von Wasser bedeckt gewesen, so daß es ein großes Erdmeer gegeben hat, welches die Erdkugel rings umher einhüllte. Alles Land war also anfänglich Meeresboden, wovon wir Spuren noch bis auf den heutigen Tag an den höchsten Stellen der Gebirge antreffen. Das Zurücktreten des allgemeinen Erdmeeres verursachte daher das Hervortreten des Landes. Die Bibel weiset uns in der Schöpfungsgeschichte, wenn wir nach dem Urlande oder Paradiese fragen, in das Morgenland, das heißt, nach Ober-Asien, der höchsten Erdgegend und deßhalb auch dem allerältesten Lande. Noch jetzt, da wir fünf Erdtheile zählen, nimmt das Wasser immer dennoch so viel Flächenraum ein, daß alles trockene Land nur wie größere oder kleinere Inseln im Meere anzusehen ist; denn noch immer sind beinahe drei Viertheile der Erdoberfläche Wasser, und nicht viel mehr als ein Viertheil ist Land. Noch immerfort ist auf der Erde das Meer im Abnehmen und das Land nimmt immerfort an Oberfläche zu."

„Sehr oft," sagte Otto, „las ich schon von einem schwarzen, rothen, weißen und gelben Meer; hat es denn wirklich diese Farben?"

Hierauf antwortete der Vater: „An sich und im Kleinen, z. B. in einem reinen Glase geschöpft, ist das Meerwasser zwar völlig durchsichtig und farbenlos, allein in der Entfernung und im Ganzen nimmt es sich meist bläulichgrün (daher meergrün) aus und zwar dunkler an tiefen, lichter an seichten Stellen;

indeß wird diese Farbe bei trübem Himmel graulich und in manchen Gegenden auch durch die Beschaffenheit des Bodens, der am Meere dort vorkommenden Gewächse und Thiere und die Gewässer der Flüsse verändert, welche hineinmünden. Durch letztere erhält es oft auf weite Strecken eine gelbliche Färbung und auffallend röthlich erscheint es im arabischen Meerbusen, der davon auch das rothe Meer heißt; überhaupt sieht es in der heißen Zone mehr bräunlich, in den kalten schwärzlicher aus. Weiß von Kalkerde, schwarz von Steinkohlen und großer Tiefe.

„An manchen Stellen, z. B. im Meerbusen von Mexico, besitzt es bei heiterem Wetter eine solche Durchsichtigkeit, daß man vom Schiffe aus den Boden der See genau erkennen kann, und, ist dieser zufällig mit Meerpflanzen bedeckt, über einer Wiese in der Luft zu schweben meint."

„Was hat es denn mit dem Wasser des todten Meeres für eine Bewandtniß?" fragte Wilibald.

„Gut," sagte der Vater, „daß Du mich darauf erinnerst. Das sogenannte todte Meer in Judäa, das auch Loths See heißt und 6 Tagreisen Umfang hat, ist nie befahren worden; es nimmt den Boden der ehemaligen Städte Sodom und Gomorrha ein, die von Gott durch Feuerausbrüche und einen Schwefelregen (1. Buch Mosis 19, 24.) vertilgt wurden. Das Meer selbst ist, seines reichen Salzgehaltes wegen, höchst merkwürdig, und kein anderes Gewässer auf unserer ganzen Erde kann in dieser Hinsicht mit dem todten Meere verglichen werden. Eben dieses reichen Salzgehaltes

wegen können weder Pflanzen noch Thiere in dem Gewässer leben; daher hat es den Namen des todten Meeres erhalten.

„Jener reichliche Gehalt an Salztheilen ertheilt dem Wasser des todten Meeres eine so große Dichtigkeit, daß es fähig wird, Lasten zu tragen, die auf dem Ocean sinken würden.

„Daher auch Menschen in diesem Wasser nicht untertauchen, sondern auf demselben schwimmend erhalten werden. Eine andere Merkwürdigkeit des todten Meeres besteht in der großen Menge des auf demselben schwimmenden Judenpeches (Asphalts). Das todte Meer hat keinen Ausfluß und die Ufer sind steil und dürr.“

„Woher kommt wohl dieses Harz“? fragte Otto.

„Dieses Harz wird von der unterirdischen Hitze geschmolzen, quillt dann, wegen seiner Leichtigkeit, aus der Tiefe desselben hervor, steigt nach der Oberfläche und verhärtet, worauf es von den Küstenbewohnern, die einen beträchtlichen Handel damit treiben, gesammelt wird.“

Otto meinte, es müße auch das Wasser des todten Meeres, so wie das Judenpech, schwarz seyn; allein der Vater sagte ihm, daß dieses Wasser farbenlos, aber bitter, salzig und scharf von Geschmack sey.

„Um wieder auf unser früheres Thema, das allgemeine Meer, zurückzukommen, muß ich Euch noch auf eine der schönsten Erscheinungen desselben aufmerksam machen. Es ist das Leuchten des Meeres zur Nachtszeit,“ sagte der Vater. „Gewöhnlich werden

drei Arten dieses Leuchtens unterschieden. Die erste hat man in allen Meeresgegenden beobachtet, und sie besteht darin, daß, wenn ein Schiff bei der Nacht mit starkem Winde fährt, die Spur, welche das Schiff im Wasser hinter sich zurückläßt, zuweilen einen hellen Glanz von sich gibt, der sich indeß nicht sonderlich weit erstreckt. Man erklärt diese Art des Leuchtens aus der Elektricität. Eine zweite Art des Leuchtens des Meerwassers zeigt sich nur in wärmeren Himmelsstrichen, und erfolgt bei Windstille, heißem Wetter und kleinem Wellenschlage. Die ganze Oberfläche des Meeres, so weit das Auge reicht, scheint alsdann in Brand zu stehen, und in der Nähe der Schiffe und anderer bewegter Körper wird dieser Glanz noch erhöht. Die Ursache dieses Leuchtens soll ein öliger phosphorartiger Stoff seyn, der sich über die Oberfläche des Meeres verbreitet und bei Berührung sich mit der atmosphärischen Luft entzünde."

„Aber, wo soll dieser Stoff im Meere wohl herkommen?" fragte Wilibald.

„Dieser Stoff," sagte der Vater, „entsteht durch die ungeheure Menge von Seethieren, die nach ihrem Absterben in Verwesung durch Sonnenhitze noch mehr befördert werde, daher auch jenes Leuchten in der heißen Zone am häufigsten und stärksten sey. Die dritte Art des Leuchtens erstreckt sich nicht bloß auf die Oberfläche des Meeres, sondern auch in die Tiefe, so daß man zur Nachtszeit innerhalb des Wassers andere Gegenstände erblicken kann, welche zugleich selbst leuchten."

Otto und Bertha äußerten den Wunsch, daß sie

sich ein solches Meerwasser in ein Gefäß herausschöpfen möchten, und der Vater fuhr hierauf in seiner Erzählung also fort: „Schöpfet man von solchem leuchtenden Meerwasser in einem Gefäß, um es in der Nähe zu beobachten, so sieht man, daß der Glanz von unzähligen unter sich nicht zusammenhängenden leuchtenden Pünktchen herrührt, welche durch das Mikroskop als kleine Thierchen erscheinen. Das Eingeweide dieser Thierchen besteht aus 4—5 ganz kleinen Säckchen, welche kugelrund sind. Seiht man das Wasser durch Löschpapier, so verliert es seinen Glanz, aber dieses letztere glänzt nun, weil die Thierchen darin hängen bleiben."

„Gewiß, sagte die Mutter, die etwas später kam, aber diesem Gespräche ein aufmerksames Ohr lieh, — der Anblick des unermeßlichen Weltmeeres mit Myriaden kleinen Stäubchen angefüllt, denen der Schöpfer Leben, Bewegung und Wanderungskraft, nebst dem Vermögen ertheilt, im Finstern entweder zu leuchten, oder ihr Licht nach Willkühr zurückzuhalten, und alle Körper, die sie berühren, zu erleuchten, — ein solcher Anblick muß mehr Erstaunen und Ehrfurcht erwecken, als man mit Worten ausdrücken kann."

„Ja, meine Kinder, es ist so, wie die Mutter sagt. Die Wunder des Meeres, und Alles, was wir von ihnen wissen, aufzuzählen, gehört ein Menschenleben dazu; denn in der Tiefe des Erdmeeres ruht noch eine für uns unbekannte Welt, und man findet darin, wie auf der Oberfläche des Landes, Unebenheiten, Hügel, Thäler, Höhlen und Klüfte, Quellen,

Ströme, Felsen, Pflanzen und ganze Wälder von Korallen. Was wir festes Land nennen, sind nur hohe Gebirge, die aus dem Boden des Meeres hervorgehen. Die Geschlechter und Arten der Bewohner des Meeres und der Gewässer sind nicht zu zählen. Manche Fische tragen und legen zugleich über neun Millionen ihrer Eier, und viele leben oft über anderthalbhundert Jahre lang.“

„Das Meer muß ja sehr tief seyn?“ fragte Otto.

Der Vater antwortete: „Wäre das Meer nicht so tief, und müßte gleichwohl so viel Wasser, als jetzt, in sich fassen, wie weit größer würde dessen Umfang seyn müssen?“

„Und wäre das Meer nicht so tief,“ setzte Wilibald bei, „wie könnten wohl darin die ungeheuren Thiere, die Wallfische, sich aufhalten?“

„Du hast recht, sagte der Vater. Wäre das Meer nicht so tief, so würde das Gleichgewicht des Wassers gegen das feste Land verändert, das Klima mancher Länder, die am Meere liegen, würde kälter und strenger werden; die Winde würden das Meer bis auf den Grund aufwühlen und Länder überschwemmen und in ihre Wellen vergraben; schwer belastete Schiffe würden alsdann die Reise in die entferntesten Länder nicht unternehmen können.“

„Sagen Sie uns,“ lieber Vater, „wie tief das Meer ist,“ fragte Bertha.

Und der Vater antwortete: „Ueber die Tiefe des Meeres weiß man im Ganzen nichts Bestimmtes. Nur einzelne Stellen und Theile sind in dieser Hinsicht

bekannt. Wenn man erwägt, daß der Meeresgrund voller Unebenheiten und eigentlich nur eine tiefer liegende Fortsetzung des festen Landes ist, so sieht man sogleich, daß die Tiefe des Meeres sehr verschieden seyn müsse. Oft findet man mit dem Senkblei an einer Stelle durchaus keinen Grund und eine mäßige Strecke davon Sandhügel und Klippen, die kaum 100 Fuß tief unter dem Wasser liegen."

„O, ich möchte doch einmal in meinem Leben eine Reise auf dem Meere machen," sagte Otto.

„Und ich auch," fügte Wilibald bei.

„Reisen auf dem Meere, meine Lieben, antwortete der Vater, sind oft mit großen Gefahren verbunden. Davon sollt Ihr in der nächsten Abendstunde eine interessante Geschichte hören." —

Freudige Begierde las man auf den Gesichtern der Kinder, die kaum den folgenden Abend erwarten konnten.

Als sich durch das stumme Laubgewinde kühle Luft bewegte, und über den Spiegel des Rheinstromes der wandelnde Nebel zeigte, da stand der Vater von seinem Sitze auf, und Alle verließen den Garten und begaben sich zur Ruhe.

Achter Abend.

Es war ein schöner Sommerabend, den die Natur recht eigentlich dazu gemacht zu haben schien, die Gemüther der Sterblichen zu stillen, heilsamen Betrachtungen einzuladen. Die kleine Gesellschaft kam im Garten an. Alle waren voll Begierde, die versprochene Geschichte zu vernehmen. Die Mutter strickte, und der Vater blätterte in einem Buche, das er aus der Tasche zog. Alles schwieg, nur daß in den nahen Gebüschen, welche sich rings um die äußere Gartenmauer befanden, einige Vögel das Glück ihres Daseyns und ihrer Liebe durch süße Lieder leierten. Die Sonne hatte ihren Lauf vollendet, schenkte ihrer lieben Erde eben noch die letzten Abschiedsblicke, und sank nun allmählig hinter das westliche Gebirge hinab. Das vergoldete Kreuz am Giebel des Schlosses funkelte in der untergehenden Sonne durch die Laube, und der benachbarte Wald schien vom Blute des Abendrothes zu triefen.

Die Kinder blickten erwartend auf den Vater; er verstand ihren Blick, räusperte sich und begann: „Meine Kinder! ehe ich Euch die versprochene Geschichte erzähle, muß ich Euch vorher die ganz sonderbaren Empfindungen schildern, die den ergreifen, der das Erstemal ein Seeschiff besteigt, um sich dem Ocean anzuvertrauen. — Mir war ganz eigenthümlich zu Muthe, als ich die erste Seereise von hier aus nach London machte. Angst und Freude, Hoffnung und Bangigkeit bemächtigten sich wechselweise meines Gemüthes. Anfangs fährt auch der Neuling furchtlos; denn es scheint

die Fortsetzung der so einladenden Fahrt auf dem Rhein und der Waal *) zu seyn. Kaum ist man ausgelaufen, so schwellen die Segel, und wie die leichte Schwalbe fliegt man an den Ufergesträuchen vorüber. Nicht lange nachher breitet sich die Wasserfläche zu allen Seiten weiter und weiter aus. Das Auge ist schon nicht mehr auf die in der Nähe ankernden, oder auf die begegnenden Schiffe beschränkt. So weit der schärfste Blick reicht, zeigen sich die Fahrzeuge als kleine schwarze Punkte, auf denen der Mastbaum, wie ein kurzer Stock steht."

„Verzeihen Sie, Vater! daß ich Sie mit einer Frage unterbreche," sagte Otto. „Was ist denn der Mastbaum?"

Der Vater entgegnete: „Mast wird jeder in See- und Flußschiffe aufrecht befestigte und zum Tragen der Segel bestimmte oder dazu vorgerichtete Baumstamm von angemessener Stärke und Länge genannt. Du hast sie ja auch schon hier auf dem Rhein gesehen? Auf großen Schiffen im Meere sind sie manchmal über 100 Fuß lang. Der höchste Mast, bei dreimastigen Schiffen, allemal der mittlere, heißt der große Mast, geht durch alle Schiffsräume bis auf den Boden hinunter und ist hier über 3 Fuß stark. Die großen Meermaster erscheinen in ihrer weiten Entfernung wie Kirchthürme. Nur das Bewußtseyn, daß auch sie kein Fundament stützt, daß sie sich, wie wir, dem bodenlosen

*) Die Waal ist ein Arm des Rheins, sie vereiniget sich in den Niederlanden mit der Maas.

Elemente vertrauen, erhält den Glauben an die Täuschung. Nun gewinnt so eine Seefahrt, d. i. eine Fahrt auf dem Meere, einen ungewöhnlich ernsten, Furcht erregenden Anstrich. Ein Blick rückwärts zeigte mir bei meiner Fahrt, wie nach und nach die Thürme verschwanden. Alles wurde kleiner und kleiner, entfernter und entfernter, bis sich ein Landpunkt nach dem andern langsam in das Meer zu versenken, oder in dem Wasser aufzulösen schien. Alle Vegetation hört auf. Keine Klippe, keine Sandbank ist zu ersehen, auf welcher das Auge ruhen könnte. Hier auf der unbegrenzten Fläche sucht man vergebens die prächtigen Thürme und die schönen Paläste und längst schon sind sie verschwunden die gewohnten Berge. Nur die brausenden Wogen der heranziehenden Fluth erblickt die angstvolle Seele — eine Erscheinung, welche in dem Nichtgewöhnten Schauder und Grausen erregt. Immer wilder und wilder wird die See. Mit jedem Wellenschlage wird die Bewegung des Schiffes heftiger. Preisgegeben ist man dem tobenden Meere. Um das Unbehagen und die Angst auf noch höheren Grad zu steigern, kommt bald ein anderer schon lange befürchteter Feind angezogen — die Seekrankheit."

„Oft schon," sagte Wilibald, „las ich von der Seekrankheit; was mag wohl die Ursache derselben seyn?"

„Verschieden," entgegnete der Vater, „verschieden sind die Angaben und Meinungen über die Grundursachen dieses Uebels, von dem nur Wenige verschont bleiben; ich wurde auch von dieser Seekrankheit befallen.

Sie beginnt zuerst mit Schwindel, worauf sich bald allgemeines Uebelbefinden, Würgen und mit furchtbaren Anstrengungen verbundenes Erbrechen einstellen. Häufig verlautet die Behauptung, daß das Schaukeln des Schiffes auf den Magen nachtheilig einwirke und das Brechen unverdauter Speisen befördere. Andere suchen den Grund dieser Krankheit in der Seeluft, die salzige Ausdünstung enthält. Dieses höchst peinliche, fast immer jedoch gefahrlose Leiden dauert bei langen Seereisen gewöhnlich 8 — 10 Tage."

„Gibt es kein Mittel gegen diese Seekrankheit?" fragte Bertha. — Der Vater antwortete: „So viele Mühe man sich auch gegeben hat, ein Schutz- oder Heilmittel gegen die Seekrankheit aufzufinden, so sind doch alle derartige Versuche bis jetzt an der Unmöglichkeit gescheitert, die Ursachen zu beseitigen, welche sie erzeugen und unterhalten. — So gewinnbringend und belohnend die Schifffahrt ist, so gefährlich ist sie auch, besonders auf dem Meere. Hitze und Kälte, Regen und Dürre, Windstille und Stürme drohen den Fahrzeugen auf offener See. Zwar hat die Baukunst der neuern Zeit alle möglichen Vorrichtungen getroffen, um den Seefahrenden mehr Sicherheit zu gewähren; aber immer ist die Kunst weit hinter den Zerstörungs-Mitteln der Natur zurückgeblieben, und die Schiffsbrüche sind noch immer keine Seltenheit. Ja, viel Schönes und Gutes hat schon das gewaltige Meer verschlungen. Schöneres, Besseres nie, als in jenem schrecklichen Augenblicke, da der brave Kapitän Richard Pierce mit dem ostindischen Kauffahrtei-

schiffe *) Halsewell (diesen Namen hatte das Schiff), nahe an der heimäthlichen Küste, ganz in der Nähe der Insel Purbeck **) scheiterte und versank. Der Schiffbruch des Halsewell hat England mit Trauer erfüllt. Meine lieben Kinder, Ihr werdet dieser schauerlichen Scene gewiß Eure Aufmerksamkeit, und den Unglücklichen, welche nach dem Schlusse des unbegreiflichen Schicksals dabei verloren gingen, innigstes Mitleid schenken."

Bertha rückte ihren Stuhl näher an die Seite des Vaters hin, um ja kein Wörtchen zu verlieren. Der Vater lächelte und fuhr fort: „Das ostindische Compagnieschiff Halsewell, eines der schönsten und dem Anscheine nach dauerhaftesten englischen Schiffe von 758 Tonnen, war bestimmt, eine dritte Reise nach Bengalen (in Ostindien in Asien) zu machen, und Kapitän Richard Pierce, der es schon auf zwei Reisen geführt hatte, sollte es auch auf dieser dritten führen. Am 16. Nov. 1785 segelte das Schiff an die Themsemündung, nach Gravesand, um dort die letzten Reisebedürfnisse einzunehmen, und von da, nachdem vorher die Reisenden an Bord gegangen waren, am 1. Januar 1786 durch die Dünen ***). Alle Umstände schienen sich zu der glücklichsten Fahrt zu vereinigen;

*) Kauffahrteischiffe sind Schiffe, welche zum Transport der Handelsgüter bestimmt und demgemäß eingerichtet sind.

**) Purbeck, eine Halbinsel in England, meist Weideland für die das. kleine Schaf-Race.

***) Dünen sind Sandhügel an der Küste des Meeres.

Alles versprach den beßten Erfolg. Die ostindische Compagnie konnte nicht leicht ein schöneres Schiff haben, als dieses, und keines konnte je treuerer Leitung anvertraut worden seyn; Erfahrung, Geschicklichkeit und der rechtschaffenste Charakter zeichneten den Kapitän aus, seine Offiziere waren Männer von geprüfter Treue; die Matrosen gehörten zu den beßten von England, und ihre Zahl war so vollständig, als man nur wünschen konnte. Ueberdieß bestand die Bemannung in einer beträchtlichen Anzahl von Soldaten, welche zu der Ergänzung der Regimenter in Ostindien ausgesandt wurden. Die Totalsumme der Mannschaft betrug 240 Köpfe. Außer diesen hatten sich zwei Töchter des Kapitäns Pierce, junge Mädchen, eben so schön, als liebenswürdig, Elisa und Marie, mit eingeschifft, um ihrem theueren Vater die weite Reise angenehmer zu machen. Sie waren von zwei andern eben so ausgezeichneten Verwandtinen, den unzertrennlichen Gefährtinen ihrer Jugend, Fräulein Amy Paul und Fräulein Mary Paul, begleitet. Auch waren Fräulein Elisabeth Blakburne, Tochter eines Kapitäns, Fräulein Mary Hagard, Schwester eines Offiziers in Ostindien, und Fräulein Anne Mansel, von der Gesellschaft. Als Reisender ging noch ein reicher Mann, John George Schütz, mit, der einen Theil seines in Asien zurückgelassenen Vermögens dort abholen wollte. Auch der erste Steuermann war ein Verwandter des Kapitäns.

Ich darf nur den Zügen folgen, welche ein Engländer von der Reisegesellschaft auf dem Halsewell in

einem kleinen, jenen unglücklichen Schiffbruch betreffenden, Buche entworfen hat, um Euch, liebe Kinder! die Größe des Unglücks und den Werth des Verlustes ganz fühlbar zu machen. Eine freundschaftlichere, glücklichere Reisegesellschaft läßt sich kaum denken, jedes schien sich recht beeifern zu wollen, den andern die Beschwerden der langen Fahrt so erträglich als möglich zu machen; man wurde schon über kleine, unschuldige Zeitverkürzungen unter sich einig; man weidete sich schon zum Voraus in den herrlichen Scenen, welche sich den Neulingen da und dort in weiter Ferne darbieten würden, an den Glückswünschen erwartender Freunde, an den Freuden des Wiedersehens. — Am 2. Januar war der Wind noch günstig, aber gegen Abend verdickte sich die Luft; die Schiffenden mußten die Anker fallen lassen und Segel einziehen; schon gelang es nicht, die Untersegel zu bemeistern, weil viel Schnee fiel, der sogleich heftig fror. Am 3. Januar, bei starkem Ost-Nord-Ost, mußten die Ankertaue gekappt werden, um sich von dem Lande entfernen zu können; der Wind wurde heftiger, gegen Abend erhob sich Sturm aus Süden, alle Segel mußten aufgezogen werden, um der Küste nicht nahe zu kommen. Es war ein widriger Zufall, daß die Stopsel der Ankertaulöcher von der See einwärts in das Schiff gespült und die Fütterungen der Ankertaue fortgetrieben wurden; dadurch drang viel Wasser ein, und sammelte sich auf dem Raume, wo die Kanonen stehen. Man mußte die Pumpen in Gang bringen, da fand sich, daß ein Leck im Schiffe war und schon fünf Fuß hoch Wasser in

dem untersten Raume stand. Unter vergeblichen Versuchen zur Ausbesserung dieses Schadens, und zur Verminderung des Wasserzudrangs ging der 4. Januar hin, das Wasser im Raume stieg auf sieben Fuß, die Pumpen konnten nicht Meister darüber werden; man mußte den Hauptmast kappen, wenn nicht das Schiff selbst sinken sollte. Der niederstürzende Mast schleuderte einen Bootsmann und vier Matrosen über Bord, welche ertranken."

„Ein Sturm auf dem Meere muß etwas Fürchterliches seyn!" sagte Otto.

„Wohl etwas Fürchterliches," erwiederte der Vater. „Wolken, schwere Donnerwolken verbreiten sich über den heitern Himmel, und rauben den bekümmerten Schiffern das Licht des Tages. Jetzt öffnen die tobenden Wolken ihren fürchterlichen Schooß. Wasserwogen erheben ihr fürchterliches Haupt, und scheinen die tiefgesunkenen Wolken zu bestürmen. Wellen werden zu Gebirgen und wälzen sich untereinander hin, eine verschlingt die andere um ihre grausende Macht zu vergrößern. Schreckliche Abgründe öffnen sich und drohen Alles zu verschlingen. Von dem Ufer an bis zum Ende des Gesichtskreises ist überall die fürchterlichste Verwirrung der Elemente. Die Schiffer sehen über sich, neben sich, und unter sich nichts als Tod und Verderben, mit jeder Welle nahen sich ihnen die Schrecknisse desselben. Ihre Masten werden zerbrochen, ihre Segel zerreissen und die Stütze ihrer Hoffnung fällt, das Schiff droht durch die Heftigkeit der Bewegung zu bersten. Auf jeder Miene der Schiffenden sitzt

schwere Angst und in ihrem Gesichte Verzweiflung. Die fürchterliche Erwartung zu sinken verschließt ihre Lippen, und die noch reden können rufen mit lauter Stimme:

„Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde!“

„Welch eine fürchterliche Scene!!“ riefen die drei Kinder.

„Wir wollen wieder zu unserer vorigen Erzählung zurückkehren,“ sagte der Vater, und fuhr fort: „Der Sturm ließ etwas nach, die Luft wurde dünner; man konnte mehrere Punkte der englischen Küste erkennen, und am 5. Januar Abends die Lichter von Portland*) sehen; gegen Mitternacht war das Schiff von St. Albanshead nur anderthalb Seemeilen entfernt. Man suchte wieder zu ankern, aber die Anker hielten nur kurze Zeit.

In dieser schrecklichen Lage, wo der untere Schiffsraum voll Wasser, die Masten verloren, die Anker ohne Wirksamkeit, die Segel zerrissen waren, rief der Kapitän den ersten Schiffsoffizier, Meriton, um im Stillen zu berathen, ob Wahrscheinlichkeit der Rettung vorhanden sey! Meriton gab sehr wenige Hoffnung, weil in jedem Augenblicke zu erwarten sey, daß das Schiff an den felsigen Gestaden strande. Es wurde dabei der Boote gedacht, allein der Wind war noch zu heftig, als daß man sie hätte gebrauchen können.“

Der Vater stand jetzt auf und sagte: „Seht Ihr jene schwarzen Donnerwolken über die Gebirge herauf-

*) Portland, eine Halbinsel in England.

schwellen, und immer höher steigen? Es ist Zeit, daß wir einen Schutzort suchen.

Morgen wird die hohe Sonne vom blauen Himmel herab wieder Licht und Wärme, Kraft und Freude, Segen und Gedeihen über diese Gegend ausgießen.

Und so verließen Alle schnell den Garten. —

Neunter Abend.

Dem Morgen, der strahlend sein goldenes Auge aufschlug, folgte ein schöner Abend. Früher, als gewöhnlich, kam heute die kleine Gesellschaft in den Garten, und Bertha lief einigemal zur Gartenthüre hinaus, zu schauen, ob der Vater noch nicht komme. Endlich kamen Vater und Mutter mitsammen, was den Kindern große Freude machte. —

„O, nun geschwind, lieber Vater, daß wir nur erst hören, was aus den bedrängten Leuten im Schiffe geworden ist,“ sagte Bertha.

Der Vater zog seine Uhr hervor, besah sie, und nach einigem Besinnen fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Immer näher dem Ufer trieb das Schiff am 6. Januar Morgens um 2 Uhr; eine zweite Berathschlagung mit dem Kapitän hatte kein anderes Resultat, als die erste. Pierce bat dringend, Mittel anzugeben, seiner unglücklichen Töchter und Verwandtinen

Leben zu retten. Meriton bezweifelte die Möglichkeit mit großer Bekümmerniß; stillstehend hob der zärtliche Vater die Hände gen Himmel. Aber in diesem Augenblicke war auch das Schicksal der Armen entschieden; das Schiff erhielt einen so heftigen Stoß, daß sich Niemand auf dem Verdeck und in der Kajüte aufrecht erhalten konnte, und ein allgemeiner Schreckens-Aufschrei tönte fürchterlich. Gewaltsam schlug das Schiff gegen die Uferfelsen, es scheiterte und fiel mit der Seite nach dem Ufer zu. Die Verwirrung war allgemein; Meriton rieth der Mannschaft, sich alle nach der Seite hin zu flüchten, welche auf dem Felsen auflag, von wo aus sie vielleicht das Gestade erreichen könnten. Alsdann ging er in die Kajüte, wo Pierce mit den Frauenzimmern und Offizieren war. Man verschwendete Trost, man gab Hoffnung, das Schiff werde bis zum Morgen nicht bersten und Alles gerettet werden.

Die Nacht war sehr dunkel, der Sturm heulte fürchterlich."

„Was mußte Pierce in diesen Stunden fühlen, er, der zärtlichste Vater!" sagte die Mutter.

„Und der," setzte der Vater hinzu, „von der Nichtigkeit dieser Hoffnung schon jetzt Ueberzeugung hatte!"

Das Schiff lag an einer Felsenklippe bei Seacombe, nahe an der Insel Purbeck, die sehr hoch ist und fast senkrecht aufsteigt. Der Felsen bildet an dem Fuße eine Höhle von ungefähr 30 Fuß Tiefe, und so breit ungefähr, wie ein großes Schiff lang ist. Der Zugang wird dadurch sehr beschwerlich, daß die Seiten

fast senkrecht ablaufen. Das Gewölbe besteht aus ungeheuren Felsen, und der Fußboden ist rauh belegt mit spitzigen Steinen, die oben herabgefallen seyn müssen. Und gerade vor dem Eingange in diese Höhle, fast Seite gegen Seite, lag das Schiff.

„Die Matrosen verlangten, in die große Kajüte eingelassen zu werden; man mußte sie mit Gewalt zurückweisen, denn in derselben hatten sich schon an 50 Menschen um den Kapitän versammelt. Er saß zwischen seinen beiden Töchtern und drückte sie wechselseitig an seine väterliche Brust, indem er zugleich ihre Hoffnung zu beleben suchte', daß sie, wenn der Morgen käme, gerettet werden würden. Die übrige Gesellschaft saß auf dem Boden umher, welcher mit zerbrochenen Meubeln, musikalischen Instrumenten, Koffern, Kisten und Packeten ganz übersäet war. Am allerbesonnensten scheint der Schiffsoffizier Meriton geblieben zu seyn; er besorgte Lichter und Lampen, wo es möglich war, und brachte einen Korb voll Citronen zur Erquickung der von Kummer und Schrecken matten Reisegesellschaft. Nur eine von den Gefährtinnen der Fräulein Mansel war nicht, wie die andern, durch die Hoffnung zu beruhigen; sie wand sich in hysterischen Krämpfen auf dem Boden. — Von Zeit zu Zeit ging Meriton ab, um Kundschaft von der Lage einzuziehen. Wie sehr erschrack er über die sichern Beweise, daß die Seiten des Schiffes auseinanderwichen und das Vordertheil von dem hintern sich getrennt habe. Verloren war jetzt Alles; er entschloß sich, dem Beispiel der Matrosen und Soldaten zu folgen, und

an dem unwirthbaren Ufer Rettung zu suchen. Dieser Versuch war sehr gefahrvoll; auf einem Sparren, der von dem Schiffe bis an den Felsen zu reichen schien, rutschte er vorwärts, bemerkte aber bald, daß dieser die Klippe nicht berühre; sobald er das Ende erreicht hatte, ward er hinabgeschleudert, und im Fallen hart gequetscht; eine Welle spülte ihn ab, er schwamm, und die nächste Welle warf ihn gegen die hintere Seite der Höhle. Er hielt sich hier an einem kleinen hervorragenden Felsenstücke."

„Ach Gott!" riefen die Kinder zugleich aus. „Wie wird das enden!" Der Vater fuhr zu erzählen also fort: „Fast ganz erstarrt von Kälte hätte er es wieder loslassen müssen, wenn ihm nicht ein Matrose aufhalf, der schon höher feste stand. Auch er stellte sich nun so hoch, daß ihn keine Welle abspülen konnte. Noch fast 20 Minuten länger als Meriton blieb der Offizier Rogers bei der Gesellschaft in der Kajüte. Pierce fragte nach jenem, und erhielt von diesem die Antwort: Meriton sey auf das Verdeck gegangen, Kundschaft einzuziehen. In diesem Augenblicke hörte man in der Kajüte die Wellen heftig über das Verdeck schlagen; die Mädchen riefen: „„Wehe dem armen Meriton, er ist ertrunken! Wäre er bei uns geblieben, so wär' er gerettet!""

„Nun erbot sich Rogers, nach ihm zu sehen, aber das wollten die Furchtsamen nicht zugeben.

„Das Wasser stürzte in das Vordertheil des Schiffes, bis an die Stelle des Hauptmastes; Pierce und Rogers stiegen mit einer Lampe auf die Hintergallerie,

wo sie den schwarzen Felsen vor sich sahen. Still betrachteten sie diese schreckenvolle Stelle; endlich fragte der unglückliche Vater in der höchsten Rührung: „„Wird es denn nicht möglich seyn, die armen Mädchen zu retten?"" Rogers konnte ihm keine Hoffnung geben. Von jener Höhle konnten sie hier nichts sehen. Trauernd gingen beide in die Kajüte zurück, Pierce setzte sich wieder zwischen seine Töchter, kaum fähig die Thränen der Wehmuth zurückzudrängen, die ihm mit Gewalt in die Augen traten. Immer mehr drang nun Wasser ein; Rogers ging mit dem Reisenden Schütz auf die Hintergallerie, ihnen folgte noch ein anderer Offizier, Namens Brimer. Sie überlegten, wie sie sich retten könnten, als eine ungeheure Welle über das Schiff hereinstürzte, und Rogers und Brimer an die Felsen mit solcher Gewalt schleuderte, daß sie sehr zerquetscht und beschädiget wurden."

„Ach, du lieber Gott!" schrie Bertha auf.

„An diesem Felsen, unter der Höhle hingen gleichsam 27 von diesen Gescheiterten; aber es war vorauszusehen, daß die nächste starke Welle sie hinwegspülen würde, daher strebte Jeder so schnell als möglich weiter empor zu klettern; der Versuch gelang Rogers, Brimer und sechs Andern; die Uebrigen ereilte die Welle und — verschlang sie".

Kaum hatte der Vater die Worte: „und verschlang sie," ausgesprochen, als die Kinder mit einem heftigen Schrei zusammenfuhren. Und der Vater fuhr fort: „Höchst erschöpft kam Rogers in die Höhle auf einem festen Punkte an, und der Zufall führte ihn so

nahe an seinen Freund Meriton, daß sie miteinander sprechen, nicht aber zu einander kommen konnten, weil wenigstens 20 Andere noch zwischen ihnen standen, wovon sich ohne Lebensgefahr, keiner bewegen durfte. Ihre Lage konnten sie nicht beurtheilen; tiefe Nacht lag um sie her, und Jeder wußte nur so viel, daß ihn für den Augenblick das Meer nicht erreichen könne. Alle waren in der beklemmendsten Sorge um das Schicksal der Gesellschaft in der Kajüte; jede Welle, die sie anrücken sahen, vermehrte ihre Angst; aber noch konnten sie das Hintertheil des Schiffes über dem Wasser unterscheiden. Zu bald ward ihre Besorgniß erfüllt — eine Welle kam — durchdringender allgemeiner Aufschrei aus der Tiefe des Schiffes herauf deutete das Unglück an; herzerschütternd klang der Ton weiblicher höchster Noth; es war die Todes-Minute. Augenblicklich alles stille — keine Spur mehr von dem Schiffe zu gewahren — versunken Alles in die schreckliche Tiefe; nur der Wind heulte grausenerregend, nur die Wellen schlugen noch heftiger über die Stelle zusammen."

Die Kinder konnten sich der Thränen nicht enthalten und Bertha schluchzte laut. „Dem festesten Matrosen", fuhr der Vater fort, „stürzte des Mitleids Thräne von den Wangen, als des Schiffes Trümmer versanken.

„Die Leute an dem Felsen waren noch übrig, aber bis sie sich für gerettet halten konnten, fehlte noch viel. Diese Schreckensnacht dauerte gar lange; es zögerte der Tag. Endlich nach drei fürchterlichen

Stunden graute der Morgen; aber anstatt ihnen Hülfe zu bringen, ließ sie der wiederkehrende Tag nur desto heller die schaudervolle Lage erkennen, worin sie schwebten. Von Quetschungen hart mitgenommen, von dem Sturme zerschlagen, starrend von Kälte, fast wahnsinnig von dem Uebermaß der Leiden ließen mehrere von ihnen die Hände sinken, wodurch sie an der Klippe festgehalten wurden, und stürzten hinab in die Wellen.

„An Rettung konnten die Armen kaum denken, denn von dem Meere her konnte sich kein Boot nähern, und von dem Lande sah sie Niemand, da der Felsen, der das Gewölke der Höhle bildete, weit überhing. Ein Rettungsweg war noch vorhanden, aber der allergefahrvollste. Man mußte an den äußersten Rand der Höhle kriechen, auf einem Felsenvorsprung, der kaum eine Hand breit war, sich alsdann um die Ecke des Felsen biegen, und von da die fast senkrechte Felsenwand hinanklettern, deren Höhe von dem Fuße bis zu der Spitze an 200 Fuß betrug. Und doch gab es einige Waghälse, welche den Gang versuchten und glücklich die Spitze erreichten. Andere, minder beherzt, oder minder kraftvoll, stürzten auf der Hälfte des Weges hinab und wurden des Meeres Beute."

„Ein schreckliches Loos für diese Menschen!" sagte die Mutter.

„Ach, Du mein Gott, wie dauern mich die armen Fräuleins, die so elend ihr Leben endeten!" setzte Bertha hinzu.

„Hättet Ihr wohl noch Lust, eine Reise auf dem Meere zu machen?" fragte der Vater.

Alle schwiegen. — Und der Vater fuhr fort und sagte: „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende und morgen sollet Ihr den Schluß derselben hören. — Der Anblick jener funkelnden Sterne, welche immer dichter und dichter hervorschimmern, erinnert mich, sagte der Vater, daß es Zeit ist, unsere heutige Erzählung zu endigen.“ —

Zehnter Abend.

„Nun Kinder,“ sagte der Vater nach einigem Nachdenken, „wo blieben wir den gestern in unsrer Erzählung?“

Alle drei riefen: „Sie sagten uns noch, daß einige der Unglücklichen bei dem Hinanklettern der 200 Fuß hohen Felsenspitze in das Meer hinabstürzten.“

Hierauf fährt der Vater in seiner Erzählung fort: „Die Ersten, welche glücklich hinauf kamen, eilten in das nächste Landhaus und sprachen den Besitzer um Hülfe für ihre Gefährten an; es war Castington, Wohnung eines Herrn Garland, Aufsehers über die Steinbrüche zu Purbeck.

„Voll menschenfreundlichen Eifers rief dieser die Steinbrecher zusammen, kräftige, versuchte Leute, welche unter seiner Anleitung alles Mögliche zu der Rettung der Verlassenen anwendeten. Sie ließen Stricke von der Höhe hinab und zogen so Einen nach dem Andern herauf. Die Art, wie sie dieß bewirkten, erforderte

Muth, Ausdauer, Gewandtheit; sie charakterisirt jene rohen Steinbrecher sehr vortheilhaft.

„Die Entfernung von der Felsenspitze bis zu der Wölbung der Höhle mochte 100 Fuß betragen, der oberste Rand stand 8 Fuß ungefähr vor, der übrige Theil war fast senkrecht. Zwei beherzte Männer stellten sich an den Rand dieser Höhe, jedem war ein Strick um den Leib geschlagen, welcher an eine starke, in den Boden senkrecht eingelassene, eiserne Stange befestigt wurde; hinter diesen standen Andere, je zwei und zwei, eben so befestigt, und zwischen ihnen durch ging noch ein starkes Tau, das ihnen, wenn sie ausglitten, zum Festhalten dienen konnte. Jede Reihe ließ einen starken Strick, woran eine Schlinge war, vor sich hinab über den Felsen, gerade über die Höhle; der Sturm kam der Bemühung, damit die Gescheiterten in der Höhle zu erreichen, zu statten; denn der schlug das schwebende Seil hinein in die Höhle, so daß die Harrenden es ergreifen konnten. Wer das Seil zu ergreifen das Glück hatte, schlang sich die Schlinge um den Leib und ward nun behutsam empor gezogen. Ohne Quetschungen an dem rauhen, vorragenden Gesteine kamen Wenige hinauf, die Meisten litten bei aller Sorgfalt der Obenstehenden doch noch heftig auf dieser schrecklichen Luftreise. Meriton wäre bald fast noch an dem Rande der Höhe des Todes Beute geworden; ehe noch die Steinbrecher ankamen, machte dieser Kühne den Versuch, die Spitze des Felsen ohne Hülfe zu erklimmen; ein Soldat war vor ihm und dieser hatte beinahe die Höhe erreicht, er stand auf

einem kleinen, vorragenden Steine, an welchem sich auch Meriton mit den Händen festhielt. Man denke sich diese Stellung an dem fast senkrechten Felsen, fast 200 Fuß von dem Meere, über diesem hängend, im heftigsten Sturmgeheul, an einem kalten Januar-Morgen! Indeß der Soldat sinnt, wie er hinauf sich schwinge, kommen die Steinbrecher, sehen den nahestehenden Mann, und warfen ihm einen Strick zu; er ergreift ihn und strebt nun von seinem unsichern Standpunkte empor. Der gewaltige Schwung, womit er sich hebt, macht den Stein los, an welchem der Offizier Meriton sich hält, der Stein stürzt hinab, und der unglückliche Offizier verliert dadurch seine einzige Stütze. Verloren ist er — schon wankt, fällt er, — da senkt sich ein zweiter Strick herab, im Fallen ergreift er ihn und — wird gerettet."

„Gott sey Dank," rief Bertha aus. Und Wilibald sagte: „Wen überläuft nicht Schauder, wenn er sich diese Scene lebhaft denkt!"

„Wie ging es denn den Uebrigen?" fragte Otto mit bangem Herzen. Und der Vater entgegnete: „Es forderte die Anstrengung des ganzen Tages, ehe alle die, welche dem Tode entgangen waren, empor gezogen werden konnten; Einer mußte sogar bis zu dem Morgen des 7. Januars in der Schreckenshöhle harren.

„Alle wurden sodann in dem Hause des Herrn Garland verpflegt, gestärkt, man zählte sie, und fand, daß von mehr als 240 Menschen, welche auf dem Schiffe gewesen waren, nur 76 das Leben erhalten hatten; vier von diesen starben noch, und die Meisten

befanden sich, wegen der vielen erhaltenen Quetschungen, sehr leidend."

„Also wurden über 164 Menschen in den Wellen begraben!" sagte Bertha sehr bewegt, und wischte sich die Thränen aus ihren schönen blauen Augen. „Kinder! merkt es Euch," sagte die Mutter:

„Die Lieb' in schönen Seelen wird durch das Mitleid stets vermehrt.

Lange Pause!

Der Vater brach endlich dieses Schweigen, indem er in seiner Erzählung also fortfuhr: „Die beiden See-Offiziere, Meriton und Rogers reiseten, sobald es ihre Umstände erlaubten, nach London, der Hauptstadt Englands, ab, um dort den Vorstehern der ostindischen Handels-Compagnie Nachricht von dem erlittenen Unglücke zu geben.

„Ihnen folgten nach wenigen Tagen die Geretteten, und überall, wo sie durchzogen, breiteten Menschenliebe und Mitleid die Arme für sie aus. In Blandfort, unter Anderm, wurden Alle von dem Besitzer des dortigen Gasthofes eingeladen, herrlich bewirthet, und Jeder mit einer Münze, ohngefähr 1 fl. 20 kr. beschenkt. Auch die ostindische Compagnie unterließ nichts, was diese Leute aufrichten und entschädigen konnte. — Der Leichnam des Kapitän Pierce wurde mit mehreren dern Verunglückten am Strande bei Christchurch, einem Städtchen mit 4644 Einwohnern, gefunden. Kapitän Pierce war ein Mann, reich an Kenntnissen und Geschicklichkeiten, die ihn in die Reihe der besten Seeoffiziere stellten. Tadellos rechtschaffen, war zugleich

sein Diensteifer Muster für Andere. Man kannte ihn allgemein als einen Mann, der ohne Prahlerei freigebig, ohne Verschwendung großmüthig war. Zu jeder menschenfreundlichen Handlung stimmten bei ihm Herz und Hand, und kein Nothleidender blieb ohne Hülfe. Als Freund war dieser seltene Mann wahr, eifrig; als Wohlthäter voll Güte. Stolz oder Anmaßung waren ihm fremd. Und als Gatte und Vater stand er als seltenes Beispiel der Vorzüglichkeit bei seiner Familie, bei seinen Bekannten in der größten Achtung; zärtlich, gütig, nachsichtsvoll, genoß er das unschätzbare Glück, geliebt zu seyn, in einer zwanzigjährigen Ehe, und von acht Kindern überlebten sechs das Unglück ihres Vaters und ihrer Schwestern.

„Als ein vortrefflicher Schwimmer hätte er sich höchst wahrscheinlich retten können, wenn dem großen, edlen Vaterherzen etwas anders möglich gewesen wäre, als höchstes Opfer in den Armen seiner Lieben, Tod mit diesen Theuren!"

„Kinder!" sagte die Mutter, „bedenkt das Ende dieser Unglücklichen, und des guten Kapitän Pierce! Wie die Nacht mit dem Tage, wechseln im Leben die guten Stunden mit den bösen."

„O, wie werden die sechs Kinder des Kapitän um ihn getrauert haben!" sagte Bertha.

„Du hast recht, liebe Bertha! Aber sie werden ihren guten Vater wieder sehen, dort, wo keine Trennung mehr ist. Ja, dort, nicht hienieden, ist unsere rechte Heimath," entgegnete die Mutter nassen Blickes.

Und der Vater setzte bei: „Hier soll unser Bleibens

nicht seyn — auch wir bleiben nicht so beieinander; denn hier soll nur das Schöne und Heilige angeknüpft, dort in der Geisterheimath erst vollendet werden. Jedes Erdengut ist nur geliehenes; wir haben nichts, als unsere Tugend, und nur in deiner Macht, o Gott! liegt Alles."

Diese Worte haben die Kinder innigst ergriffen und bewegt, und sie sassen stumm und in tiefes Nachdenken versenkt da.

Je stiller es unten ward, je feuriger schossen die Lichtströme oben durch den Himmel. Ueber dem Rheine bildete sich ein dichter Nebel; dieses nöthiget die Gesellschaft, den Garten zu verlassen.

Eilfter Abend.

Als der Vater von einem Spatziergange heimkehrte, traf er die kleine Gesellschaft schon im Garten versammelt an. Auch er nahm jetzt in der Laube seinen gewöhnlichen Sitz ein, sah nach seiner Uhr, und nach einer kleinen Pause sprach er: „Kinder! noch habe ich nachträglich Euch Einiges vom Meere zu sagen. Ihr habt schon von der steten Bewegung des Meerwassers, die man Ebbe und Fluth nennt, gehört. Das Wasser der Meere steigt und fällt nämlich regelmäßig alle 24 Stunden ohngefähr zwei Mal. Das Steigen oder Anschwellen des Meeres nennt man die Fluth, das Fallen des Meerwassers die Ebbe. Die

Fluth dauert jedesmal sechs Stunden, zwölf Minuten und fünfzehn Secunden; das Meer steigt nämlich sechs Stunden lang allmählig immer höher, wie man dieß an der Küste oder dem Strande deutlich bemerken kann, indem große Strecken des Strandes, die vorher trocken lagen, nun vom Meerwasser bedeckt waren. Dieses Steigen dauert 6 Stunden, da denn das Meer den höchsten Stand erreicht. Auf diesem höchsten Stand bleibe es 12 Minuten und 15 Secunden stehen. Man sagt dann es ist hohe oder volle See. Nach Verlauf dieser 12 Minuten und 15 Secunden fängt das Meer an zu sinken — es tritt vom Strande zurück — große Strecken, die während der Fluth unter Wasser standen, liegen nun wieder trocken — das Wasser verschwindet von ihnen — die Ebbe ist eingetreten.

„Dieses Sinken oder Zurücktreten des Meerwassers dauert ebenfalls 6 volle Stunden; dann bleibt das Meer wiederum 12 Minuten 15 Secunden auf dem niedrigsten Standpunkte. — Welche Bewegung des Meeres werden die Schiffer zum Einlaufen in die Häfen wohl benützen?“

„Ganz gewiß die Fluth,“ antwortete Wilibald, „weil da das Wasser die Schiffe von selbst in den Hafen führt.“

„Und eben so,“ sagte der Vater, „werden sie zum Auslaufen derselben die Ebbezeit benützen, weil dann das Meer die Schiffe —

„von selbst mit aus dem Hafen nimmt,“ fiel schnell Otto ein.

„Ebbe und Fluth," fuhr der Vater fort, „sind in Hinsicht der Stärke oder der Höhe nicht in allen Jahreszeiten und auch nicht in allen Gegenden gleich. In Europa sind jeden Monat diese Erscheinungen zweimal am stärksten, zweimal am schwächsten. Die beiden stärksten Fluthen treten ein, die eine 1½ Tag nach dem Vollmonde, die andere 1½ Tag nach dem Neumonde. Ist dann gerade auch der Mond der Erde am nächsten, so ist die Fluth noch stärker. Ebbe und Fluth zeigen sich in eingeschlossenen Meeren, z. B. in der Ostsee, im schwarzen Meere gar nicht, im mittelländischen Meer nur wenig; im atlantischen und stillen Meere aber sehr stark."

„Was mag wohl die Ursache dieser wunderbaren Ebbe und Fluth seyn?" fragte Otto den Vater, und dieser antwortete: „Die Veranlassung dieser wichtigen Naturerscheinung ist die Anziehungskraft, welche die Sonne, hauptsächlich aber der Mond auf die Erde ausüben, deren flüßiger Theil, also das Wasser, derselben etwas nachgibt, d. h. immer nach den Gegenden hin gedrängt wird, über welchen sich der Mond am Himmel befindet, und wieder abfließt, wenn die Anziehung aufhört. Wie der Mond im regelmäßigen Laufe sich um unsere Erde zwölfmal im Jahre bewegt (wodurch er uns mehr oder weniger seine erleuchtete Seite zeigt), äußert er seine anziehende Kraft gegen dieselbe.

„So greift in der Ordnung des großen Weltgebäudes Alles wundervoll nach den weisesten Zwecken in einander; das Niedrigste dienet dem Höchsten, das

Größte dem Kleinsten.“ — „Wie aber der Mond uns bald halb, bald ganz, bald gar nicht seine erleuchtete Seite zukehren könne, verstehe ich durchaus nicht,“ sagte Bertha.

„Ei, das ist ja leicht zu begreifen!“ meinte Wilibald.

„Sieh, Bertha! ich will Dir das Ding anschaulich machen,“ entgegnete der Vater. „Wenn auf dem Felde des Nachts ein großes Feuer brennte, und zwei von Euch, nämlich Otto und Wilibald, gingen in einiger Entfernung um das Feuer herum, so daß Otto den Weg im Zirkel machte; Wilibald aber dabei auch zwölfmal um Otto herumliefe, so würde Wilibald zwölfmal zwischen Otto um das Feuer kommen. In diesem Falle würde er dem Otto jedesmal seine Schattenseite zukehren. Zwölfmal käme er aber auch so zu gehen, daß sich Otto beinahe zwischen ihm und dem Feuer befände. In diesem Falle könnte Otto die ganze erleuchtete Hälfte des Wilibalds sehen. Käme hingegen Wilibald auf eben die Cirkellinie, auf welcher Otto ginge, (sey es nun vor oder hinter ihm), so könnte Otto nur ein Viertel desselben erleuchtet sehen, weil das andere erleuchtete Viertel von ihm abgekehrt wäre. Gerade so verhält es sich mit dem Monde.“

„O, jetzt begreife ich das vollkommen!“ rief Bertha.

„Nun dann bin ich zufrieden,“ sagte der Vater, und fuhr fort: „Schon früher habt Ihr gehört, daß das Meerwasser einen salzigen und zugleich bittern Geschmack habe. Seine Bestandtheile sind noch nicht hinlänglich bekannt, doch weiß man, daß es viel Koch=

salz enthält; indessen ist der Salzgehalt nicht überall gleich. In der heißen Zone ist er am stärksten, gegen die Pole hin am schwächsten.

„Es befördert die Fäulniß thierischer Stoffe, denen es zugesetzt wird, und sein Gehalt an Salz schützt es nicht gegen Fäulniß, der es vielmehr leicht unterliegt und dann einen abscheulichen Geruch verbreitet. — In Frankreich, Holland und andern Ländern läßt man die wässerigen Theile des Meerwassers durch die Sonnenwärme verdampfen und gewinnt auf diese Art Salz, das Boysalz heißt und zwar schärfer, aber nie so weiß wie gewöhnliches Kochsalz ist. Das Meerwasser ist ungenießbar, und — in Menge getrunken — tödtlich.“

„Also könnte man ja mitten auf dem Meere vor Durst sterben?“ fragte Otto.

Allerdings ist das möglich,“ sagte der Vater, „und es ist dieses schon geschehen. Bei der Ungenießbarkeit des Seewassers sind alle Schiffe gezwungen, auf weite Seereisen große Vorräthe von süßem Wasser mitzunehmen. Der Salzgehalt gibt dem Meerwasser eine größere Dichtigkeit, als das süße Wasser besitzt, daher Körper darin schwimmen, welche im letztern versinken, und Seeschiffe verhältnißmäßig weit größere Lasten tragen als Flußschiffe. Das will ich Euch wieder anschaulich machen. Bertha! hole mir ein Trinkglas voll Wasser, ein Ei und 3 — 4 Löffel voll Salz herbei.“ — Und als Bertha damit zurückkam, legte der Vater das Ei in das mit Wasser gefüllte Glas und — es sank zu Boden. — Hierauf that er das

Salz in das Wasser und — sobald das Wasser hinlänglich mit Salz gesättiget war, siehe da, es stieg das Ei in die Höhe und schwamm im Wasser.

Die Kinder verwunderten sich und begriffen ganz wohl, was ihnen der Vater durch dieses Experiment von der Schwere des Meerwassers sagen wollte.

„Ihr habt ferner schon gehört,“ fuhr der Vater jetzt weiter, „daß von den Pflanzen und Thieren, an welchen das Meer überaus reich ist, uns gewiß der größte Theil noch ganz unbekannt sind, weil sie nur in bisher unzugänglicher Tiefe leben. Man erhält aber eine Vorstellung von der ungeheuren Bevölkerung des Meeres, wenn man bedenkt, wie viele Arten großer und kleiner Fische, von denen manche jährlich in unzählbarer Menge erscheinen, das Meer erfüllen. Da lebt z. B. der Wallfisch, der Koloß der Meere, das größte Säugethier, das wir kennen; es erlangt zuweilen eine Länge von 120 Fuß. Er spritzt Wasserstrahlen aus seinen Nasenlöchern hoch in die Luft; doch wird der Mensch, trotz der Größe des Wallfisches, sein Meister, indem er ihn mit langen eisernen Speeren, die er ihm kräftig in den Leib wirft, tödtet. Da lebt der furchtbare Hai, der mit seinem ungeheueren Rachen Menschen verschlingt. Da leben Seelöwen, Seekühe und Seehunde; da schwimmen Heringe, in zahlloser Menge umher, die man zu vielen Tausenden fängt, einsalzt und überall hin verführt. Eben so die weit größern Kabliaue, die man gedörrt unter dem Namen der Stockfische verkauft; da leben Sägefische, Schwertfische, Tintenfische,

die häßlich gestalteten Rochen. Und welche Menge von Weichthieren, Medusen und andern gallertartigen Thieren durchkreuzen das Meer in allen Richtungen! Da schwimmen in der Nähe der Inseln Schildkröten umher, mehrere Centner schwer; Krebse, Hummer genannt, von der Größe eines Kopfes. Beim Zurücktreten des Meeres zur Zeit der Ebbe bleiben oft Muscheln und Schnecken in so großer Menge am Strande zurück, daß man ganze Hügel von ihren Schalen aufhäuft, aus denen man Kalk brennt. An den Felsen hängen sich Millionen von Austern an, welche die Menschen ablösen und als einen köstlichen Leckerbissen theuer verkaufen; die aber auch manchen armen Schiffbrüchigen vom Hungertode errettet haben. In der Tiefe des Meeres befinden sich Muscheln, welche die kostbaren Perlen enthalten. Taucher holen sie mit Lebensgefahr herauf. — So sind also die Meere der Tummelplatz einer unzählbaren Menge von Thieren, die zum Theil friedlich neben einander leben, zum Theil aber auch sich unaufhörlich verfolgen, wo denn immer das schwächere vom stärkern angefallen wird und ihm zur Nahrung dienen muß.

„Gott! deine weise Macht erhält
Die ganze liebevolle Welt,
Und aller Augen freuen sich
Und sehen hoffnungsvoll auf dich,
Auf dich, der du sie Alle liebst,
Und Allen ihre Nahrung gibst.“

„Sie sagten uns vorhin, daß Taucher aus der

Tiefe des Meeres Perlen heraufholen; wie ist denn das möglich?" fragte Otto.

Und der Vater antwortete: „Die meisten Säugethiere und Vögel sind wegen der Einrichtung ihrer Lungen und übrigen Beschaffenheit nicht im Stande, lange unter dem Wasser zu bleiben, ohne zu ersticken. Auch der Mensch vermag es nicht; gleichwohl erfordert es in vielen Lagen und Angelegenheiten seines Lebens die Nothwendigkeit, eine Zeitlang unter dem Wasser bleiben und daselbst gewisse Geschäfte verrichten zu können. Schon frühzeitig fühlte man dieses Bedürfniß, sann auf Mittel, es zu befriedigen, und erfand eine Vorrichtung, wodurch der Mensch in den Stand gesetzt wird, länger als gewöhnlich unter Wasser zu bleiben. Diese Vorrichtung führt den Namen Taucherglocke. — Ihr wißt, daß, wenn man ein Bierglas mit der offenen Seite senkrecht in's Wasser hinabdrückt, man deutlich sieht, daß zwar etwas Wasser durch die Oeffnung hineindringt; aber der größte Theil des Glases vom Wasser leer bleibt. In diesen Raum befindet sich Luft, welche durch das eindringende Wasser stark zusammengepreßt ist, daß es endlich demselben widersteht, und sein Aufsteigen verhindert. Befände sich der Kopf eines Menschen in dem mit Luft angefülltem Raume, so würde er darin so lange athmen können, bis die um ihn her befindliche Luft durch seine Lungen gegangen und verdorben wäre. — Ihr wisset ferner, daß ein Lichtchen auch unter der Oberfläche des Wassers fortbrennt, wenn man es mittelst eines Korkkreuzes darauf schwimmen läßt, eine gläserne, oben

verschlossene Röhre so darüber setzt, daß das Licht innerhalb der Röhre brennt, und nun diese bis auf den Boden des Wassergefässes senkrecht hinunter drückt. Das Wasser kann dabei nicht in der Röhre emporsteigen, weil die in derselben befindliche Luft nicht ausweichen kann. Das Licht aber wird verlöschen, wenn der in der Luft befindliche Sauerstoff, welcher zum Brennen des Lichtes erforderlich ist, durch dasselbe verzehrt seyn wird. Statt des Wassergefässes denket Euch das offene Meer, und statt der Glasröhre eine große bleierne Glocke, so habt Ihr eine sogenannte Taucherglocke, worin sich Menschen bis auf den Boden des Meeres hinablassen, um Perlen, Austern und allerlei Kostbarkeiten heraufzuholen. Statt des brennenden Lichtes unter der Glasröhre befindet sich hier ein Mensch unter der Glocke. So wie das Licht unter der Oberfläche des Wassers brennt, so athmet hier ein Mensch unter der Oberfläche des Meeres; aber so wie dort nach einiger Zeit das Licht verlöscht, so wird auch hier der Mensch ersticken, wann der zum Athmen dienende Sauerstoff, der sich in der, die Glocke erfüllenden, Luft befindet, durch das Athmen verzehrt ist. Der Mensch gibt aber mittelst einer Schnur, welche oben mit einer Schelle verbunden ist, ein Zeichen, wann die Luft in der Glocke nicht mehr zum Athmen taugt, und alsdann wird er schnell heraufgezogen. Zum Niederlassen und Emporziehen der Glocken ist dieselbe an ein paar starke Stricke gebunden, welche sich auf Rollen winden, die zwischen ein paar große Fahrzeuge angebracht oder in dem Boden befe-

stiget sind. (Der Vater machte ihnen dieß durch eine Zeichnung anschaulich.) Vorher verstopfen sich die Taucher gewöhnlich die Ohren mit Baumwolle, in Oel getränkt, klemmen die Nase mit einem gespaltenen Horn zu, und binden eine Art Schwamm vor den Mund, um das Eindringen des Wassers zu verhüten. So fahren sie hinunter in die Meerestiefe, einen Sack um den Leib und ein Messer in der Hand, womit sie in aller Eile die an den Felsen sitzenden Muscheln abbrechen. Dauert dieß Geschäft lange anhaltend fort, so dringt oft Manchem zuletzt das Blut aus der Nase und den Ohren hervor. Viele Taucher werden auch von Raubfischen gefährlich verwundet oder gar getödtet. Der Taucher kann sich auf dem Boden des Meeres so lange entfernen, als er dem Athem an sich halten kann; hat er wieder nöthig Athem zu schöpfen, so steckt er den Kopf unter die Glocke. Fasset die Glocke z. B. 25 Kubikfuß Luft, so kann sich der Taucher ungefähr eine Stunde lang unter der Oberfläche des Meeres aufhalten."

„Das Athem unter der Glocke müßte ja doch recht beschwerlich seyn," meinte Wilibald.

„Das Athmen unter dieser Glocke", antwortete der Vater, „ist keineswegs so bequem, als in freier Luft, weil die Luft in der Glocke durch das Wasser sehr zusammengepreßt wird; denn 32 Fuß tief unter süßem Wasser — wird sie noch einmal so dicht als außerhalb des Wassers; und noch dichter wird sie unter dem schweren Meerwasser. In der Nähe von Dublin in Irland ist auch wirklich der Schottländer Spalding

im Jahre 1783 unter der Taucherglocke erstickt. — Wie weit es der Mensch aber im Untertauchen bringen könne, wenn er sich von Jugend auf dazu gewöhnt, lehrt eine Menge Beispiele. Die Bewohner der Südsee-Inseln sind fast sämmtlich vortreffliche Taucher. Hievon überzeugten sich alle Seefahrer, die in den neuern Zeiten so oft jene Inseln besuchten. Im Jahre 1788 verloren die Engländer unter Cook bei der Insel O-Waihi*) in beträchtlicher Tiefe einen Anker. Sie baten den König der Insel, durch seine Taucher den Anker suchen zu lassen. Sechs derselben gingen in die Tiefe hinab. Einer davon brachte wirklich den Anker herauf; er war achthalb Minuten unter Wasser gewesen, ohne Taucherglocke. Allein als man diesen Menschen heraufbrachte, war er ohne Besinnung, das Blut quoll ihm zum Munde und zur Nase heraus, und es gehörte Zeit dazu, ehe er sich wieder erholen konnte."

Bertha fragte, was denn die Austern sind, welche auch die Taucher aus dem Meere heraufholen? und der Vater machte ihr davon folgende Beschreibung:

"Die Austern sind zweischalige Muscheln, wie unsere bekannten Flußmuscheln, aber nicht länglich, wie diese, sondern etwas rundlich. Mehrentheils hangen die Austern mit ihren Schalen an Felsen und andern harten Körpern; sie können sich also auch nicht von der Stelle bewegen. Ihre ganze Beschäftigung besteht

*) O-Waihi, eine große Insel in Australien mit 14,000 Fuß hohen Vulkanspitzen.

darin, daß sie von Zeit zu Zeit die Schale öffnen, um frisches Wasser und Nahrung einzunehmen. Schon den alten Römern war die Auster als Leckerbissen bekannt und noch jetzt ist sie eine Zierde der Tafeln der Reichen; an den Seeküsten aber, wo sie gefangen wird, auch eine gewöhnliche Kost der Fischer. Das Thier selbst in der Schale, die gewaltsam geöffnet werden muß, ist mit einer dünnen Haut bedeckt, unter welcher ringsum dasselbe die Kiemen sich befinden, mittelst deren es athmet und die gewöhnlich der Bart genannt werden. Die Austern werden auch mittelst des Austerhamens gefangen, der vorn und unten mit starken messerförmigen Eisen versehen ist, welches dazu dient, dieselben vom Boden loszustoßen, worauf sie das angehängte Netz aufnimmt. In manchen Gegenden ist der Austernfang sehr wichtig."

„Ich möchte keine essen — mir würde sehr eckeln," sagte Otto.

„O mir gewiß auch," setzte Bertha bei.

„Die Austern," fuhr der Vater fort, „werden nicht allein roh, d. h. lebendig genossen, sondern daraus verschiedene Gerichte bereitet. Sie sind im Allgemeinen schwer zu verdauen; auch führt zuweilen der Genuß derselben Zufälle herbei, die denen einer Vergiftung ähnlich sind."

Heute gaben diese Gegenstände so viel zu reden, daß der Mond schon hoch über den Bergen heraufgestiegen war, und sich im Rhein spiegelte, als sie erst bemerkten, daß die Nacht angebrochen sey.

„Morgen, Kinder!“ sagte der Vater, „wollen wir einen kleinen Ausflug zu jenen Bergen da drüben machen.“ —

Zwölfter Abend.

Schon um drei Uhr nach Mittag nahm der Vater seinen Hut und Stock und sagte: „Schicket Euch an, wir wollen nun die Berge hinan.“

Wilibald und Otto griffen nach ihren Stöckchen und Bertha nach ihrem Sonnenschirme, und so brach die kleine Karavane rasch und voll des Vergnügens auf. — Als sie bald in ein Wäldchen traten, das mitten in seinen blumigten Wiesen duftend dalag, und durch welches der Pfad sich hinschlängelte, sprach der Vater voll innerer Empfindung: „O Gott, wie herrlich erwärmet uns doch die Julius-Sonne in einer so reinen, Glieder und Nerven stählenden Bergluft! Das Herz geht für die Bilder der ganzen Welt mächtig auf, und alles Gemeine kommt uns so klein vor! Seht, liebe Kinder! welche sanfte Höhen und Flächen vor uns! Welch ein üppiger Wuchs in jenen alten Eichen, Buchen, Birken und Nadelhölzern, die, in einzelnen Gruppen und kleinen Wäldchen überall hervorlachen und so reizend vertheilt sind! Seht Ihr das schönste Grün und den üppigsten Blumenschmelz um den alten Baum dort, mit einem kleinen Bache, der seine Wurzeln tränkt! Dieser Bach ist so rein und sil-

derhell, und aus allen seinen Spiegeln lacht das Bild der lieben Sonne so glänzend hervor."

Der Vater führte seine kleine Gesellschaft gegen einen mäßig hohen Berg hinan. Diese breite, sanfte Rundung mit hohem, weichem Moose und blühenden Berggräsern bedeckt, an allen Hängen rings umher mit zarten Wäldchen begränzt, die jetzt im frischen Grün zu glänzen schienen; hier ein Hügel, dort ein fürchterlicher Felsensturz — das Alles gefiel den Kindern ungemein wohl, und alle jauchzten hoch auf vor Lust und Freude. „O, welch' eine große Natur!" rief der Vater aus. „Deine milde Hand, du Allgütiger! hat hier tausend Wonnen über die Erde ausgebreitet. Die milde Luft, die uns umhaucht — das sanfte Grün der Erde — der prachtvolle Farbenschmuck der Blumen — das wunderbare Leben und Weben so vieler Geschöpfe! Welche Fülle! Welch' ein Reichthum!

„Groß ist der Herr, auf allen seinen Wegen
Ist Wohlthun, Macht und Herrlichkeit und Segen."

Sie setzten sich auf eine Rasenbank, welche schon früher der Vater um eine Buche hier anlegen ließ, und wo er so oft ruhete nach einem glücklich überstandenen gefährlichen Nervenfieber.

Jetzt zog der Vater ein Paquetchen aus seiner Rocktasche, öffnete dasselbe und nahm eine Luppe, ein Hand-Mikroskop und eine Pincette sammt einem gläsernen Schälchen heraus. Die Kinder machten große Augen, denn sie kannten weder diesen Apparat noch wußten sie, was der Vater jetzt beginnen wolle. „Seht Kinder! hier habe ich eine Luppe —

ein Suchglas, ein **Mikroskop** — ein Vergrößerungsglas, und eine **Pincette** (spr. Pängßett) — eine kleine Zange, zum Theil an der innern Seite der Spitzen mit feinem Leder beklebt, um zarte und leicht zu zerquetschende Gegenstände ohne Gefahr fest zu halten. Mittelst dieses kleinen Apparats wollen wir einige Merkwürdigkeiten an Thieren und Pflanzen aufsuchen, die man mit bloßen Augen nicht so wahrnehmen kann; Ihr werdet Euch wundern über die Größe Gottes auch im Kleinen." — Der Vater zog jetzt auch ein Schächtelein hervor, und nahm eine lebendige **Biene** heraus und sprach: „An diesem Euch allen wohl bekannten Insekt ist vorzüglich sein Wehrstachel, seine Haare und sein Saugerüssel, durch das Mikroskop betrachtet, merkwürdig." Hierauf faßte er die Biene bei den Flügeln und hielt ihr die rauhe Seite eines Stückes Leder vor. Sie sticht hinein und kann den Stachel nicht wieder zurückbringen, sondern drehet sich an demselben, da sie der Vater losläßt, im Kreise herum, reißt den zarten Darmfaden ab und fliegt davon.

„Seht nun Kinder," sprach der Vater, die Luppe über das Leder haltend, „an diesem Darmfaden sitzt der Stachel und an der Wurzel desselben eine kleine Giftblase, die vermittelst eines feinen Kanals mit der inwendigen Röhre des Stachels Gemeinschaft hat. Das Interessanteste daran ist der in einer Scheide verborborgene eigentliche Wehrstachel, welcher aus zwei Pfeilen, von ungleicher Länge, besteht."

Der Vater nahm nun die Pincette und zog diesen Stachel aus dem Leder heraus, reinigte ihn von

den Fäserchen des Leders, welche daran hangen blieben und schnitt ihn mit einem scharfen Federmesser dicht bei der Giftblase von den Muskeln ab, welche ihn in Bewegung setzten. Sodann brachte er ihn unter den Preßschieber (zwei ebenen Glasstücken), und sobald der Druck desselben die Scheide faßte, theilte sie sich in zwei hohle Rinnen, oder Halbfutterale, und bei fortgesetztem, behutsamen Drucke kamen die darin verborgenen beiden Pfeile zum Vorschein und bleiben frei liegen.

Die Kinder, die so etwas nie sahen, waren Aug' und Ohr. Noch größer aber war ihre Verwunderung, als der Vater diese Pfeile mit der Pincette, die er ein wenig anhauchte, faßte, in den Schieber des Mikroskopes legte und sie darin an den Pfeilen genau die Widerhacken sehen konnten, deren der eine Pfeil 12, der andere 14 hatte.

„Seht, Kinder!" fuhr der Vater fort: „der eine dieser Pfeile liegt in der Biene links, der andere rechts; diese Widerhacken sind in etwas gekrümmt und der Wurzel des Stachels zugekehrt. Dieser Wehrstachel ist darum sehr merkwürdig, weil man sich daraus die Geschwulst, Entzündung und den Schmerz erklären kann, welcher die Folge des Bienenstiches zu seyn pflegt. Wenn nämlich die Biene sticht, so verhindern die Widerhacken, daß die eingesenkten Pfeile des Stachels nicht wieder zurückgezogen werden können. Diese bleiben also in der Wunde stecken und der aus der Giftblase zugleich ausfließende Saft verursacht durch seine beizende Eigenschaft jene Wirkungen."

„Stechen die Bienen allemal, wenn sie einem Menschen nahe kommen?“ fragte Bertha.

„Nein, mein Kind,“ antwortete der Vater; „die Biene verwundet nur alsdann, wenn sie gereizt wird. Denn ihr Instinkt lehrt sie, daß jeder Stich sie um ihren Wehrstachel bringt, und daß sie an der dadurch entstehenden Verletzung, wenn der Darmkanal zugleich mit abreißt, stirbt; oder doch bei ihrer Rückkehr in den Bienenstock von den übrigen Bienen gewiß getödtet wird, weil diese einen Kranken oder Gebrechlichen in ihrer Haushaltung nicht dulden. — Ein sehr merkwürdiges Stück an der Biene ist endlich ihr Saugerüssel, vermittelst dessen sie den Honigsaft der Blumen aussaugt, verdauet, und dann in die Zellen ihres Arbeitsstockes, als Honig, niederlegt. Betrachtet nun diesen Rüssel unter dem Mikroskop.“

Nachdem nun alle diesen Gegenstand durch das Mikroskop betrachtet hatten, sprach Wilibald: „O, wie wunderbar ist dieser Saugerüssel! Er besteht aus einer haarigen Röhre, welche zu beiden Seiten mit drei paar Ansätzen umgeben ist; seht Ihr ihn nur recht an.“

„Du hast recht,“ entgegnete hierauf der Vater; „in der Mitte dieser Ansätze steht nun der eigentliche Saugerüssel, welcher eine Röhre ist, mit mehr als 100 Querstrichen bezeichnet, und mit einer sehr großen Menge von borstigen, sehr regelmäßig gestellten, Härchen besetzt. Diese Haare leisten der Biene die Dienste einer Bürste, um eine Menge von Blumenstaubkörbchen aufzuwischen und festzuhalten.“

Auf ähnliche Weise wurden noch andere Insekten mit dem Mikroskop untersucht. Ganz besonderes Erstaunen erregte aber bei ihnen der (vom Vater präparirte) Kopf einer Stubenfliege, woran sie auf beiden Halbkugeln desselben die Summe von 8,000 Augen wahrnahmen, ja ihnen sogar die Krystall-Linsen in der Mitte, wie ein Nadelköpfchen, als ein erhabener, goldener Punkt erscheinen.

„So sind auch die kleinsten Thiere voll der bewunderungswürdigsten Spuren der Weisheit ihres großen Schöpfers!" sagte Wilibald.

Solche fromme Empfindungen thaten dem Herzen des guten Vaters ungemein wohl, weil er seinen Zweck erreicht sah.

Nach einer Pause sprach der Vater:

„Laßt uns nun auch etwas aus dem Pflanzenreiche auf diese Weise untersuchen. Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf die Saft- und Luftgefäße der Gewächse. Die Saftgefäße sind im Ganzen das, was wir Adern im thierischen Körper nennen. In der Regel ist zwar die Wurzel das vornehmste Nahrungswerkzeug; allein viele auf Felsen, Dächern und Mauern wachsende Pflanzen ernähren sich auch vorzugsweise mittelst der Blätter, die auch zugleich die Werkzeuge zum Athmen der Pflanzen sind.

„Ei, athmen denn die Pflanzen?" fragte Otto.

„Man versteht hierunter wohl nicht ein thierisches Athmen," antwortete der Vater; „es ist vielmehr ein Einsaugen und Aushauchen. Daß die Blätter insbesondere die Werkzeuge des Athmens sind, davon kann

ich Euch durch einen leichten Versuch gar bald überzeugen." — Er nahm ein frisches Baumblatt, legte es in eine gläserne Schale, begoß es mit reinem Quellwasser und setzte es den Sonnenstrahlen aus. Bald nahmen die Kinder gewahr, daß eine Menge Luftbläschen hervorkamen, welche das Blatt beinahe bedeckten. Nach und nach vereinigten sich mehrere von diesen kleinen Bläschen, und rissen sich dann vom Blatte los, gingen nach der Oberfläche und zerplatzten daselbst. Jetzt nahm der Vater das Blatt und ließ es durch das Mikroskop beschauen. — „Seht Kinder! schon aus dem künstlichen Bau der Blätter läßt sich auf wichtige Absichten schließen, die durch sie erreicht werden sollen, und durch nähere Zergliederung und Beobachtung ergibt sich ihre wichtige Bestimmung auch wirklich. Es bestättigt sich aber auch ihr Nutzen durch die Erfahrung, denn das Abpflücken oder Zerstören der Blätter führt immer nachtheilige Folgen für das Wachsthum mit sich. Die Blätter sind in die Luft gepflanzt, wie die Wurzeln in die Erde."

(Eines nach dem andern sieht in's Mikroskop.)

„Seht Ihr den Haupt- oder Blattnerv? Er heißt Ribbe. Von dem Nerven gehen wiederum Theile aus, welche Adern und Aederchen genannt werden, und die sich auf beiden Seiten endigen, um Buchten, Ausschnitte und Zähne des Blattrandes zu bezeichnen. In der Regel kehrt das Blatt die eine Fläche nach der Sonne, die andere nach der Erde. Ihr werdet an diesem Blatte auch bemerken, daß die Seite, welche sich gegen den Erdboden zukehrt, gemeiniglich

rauher, blasser und schwammichter, als die Seite, welche gegen die Sonne gekehrt ist. Auch in dieser anscheinenden Kleinigkeit ist Weisheit. Die untere Blattseite ist rauher und mit mehreren Oeffnungen angefüllt, damit sie die von der Erde aufsteigenden Dünste desto leichter empfangen, in sich ziehen, und der Pflanze und Blüthe zuführen könne. Der zeitliche Lebenslauf des Blattes beginnt mit dem Ausschlagen, indem es sich schnell in eine Fläche ausbreitet und der Blattstiel sich in die Länge ausdehnt. Sobald das Blatt seine durch die Art der Pflanze bestimmte Größe erreicht hat, hört es auf zu wachsen, vegetirt aber fort. Nach einiger Zeit hört es auf zu vegetiren, nimmt die Farbe des Todes an und fällt ab."

Jetzt brachte der Vater den Blumenstaub von einer Narcisse unter das Mikroskop, und die Kinder erhoben ein Geschrei der Verwunderung, als sie jedes einzelne Staubtheilchen wiederum mit viel kleineren und feineren Körnchen angefüllt sahen, die sich beim Zerspringen der größern als ein feiner Dunst versichtbaren. Aber noch größer war ihr Erstaunen und ihre Verwunderung, als der Vater ein Gläschen aus seiner Weste nahm und einen Tropfen Weingeist auf die Blumenstaub-Körnchen that; denn sie sahen Alles in Bewegung gesetzt und glaubten, es seyen Thierchen, die sich immer herumdreheten. Alles dieß aber endete erst mit der gänzlichen Verdünstung des Weingeistes.

„Je mehr man diese Dinge der Natur untersucht, desto mehr Wunder und Vollkommenheiten werden in

ihnen sichtbar;" sagte Wilibald, der am meisten über Alles nachdachte.

„Und — setzte der Vater bei — desto mehr Züge der vollkommensten Meisterschaft entdeckt man. Was sind alle Kunstwerke der Menschen gegen den Bau eines Blattes, gegen das Triebwerk einer Pflanze, gegen die Röhren, Federn und Saftbehältnisse eines Baumes?

„Wer kann die blühende Natur zeichnen? —
Beschämt nicht oft ein Baum den Menschen?"

Die Kinder lachten, weil sie den Vater nicht begriffen, was er damit sagen wollte.

Und der Vater fuhr fort: „Ja, ja! das thut der Baum, und thut es nicht etwa bloß in einem Punkte — er thut es in vielen. Denn hört: das erleuchtende Sonnenlicht, wie gern nimmt es der Baum auf, wie neigt er alle seine Zweige so gern dem Lichte zu! Der Geist des Menschen aber wendet sich oft vom Lichte ab, er will Finsterniß. — Die milde, warme, erquickende Luft, wie saugen sie des Baumes Blätter ein! Das kalte Herz des Menschen will oft nicht einmal sich erwärmen. — Das erfrischende Naß, der von Himmel fallende Regen, wie füllt sich damit des Baumes Schale! Des Menschen Gemüth will oft lieber vertrocknen, als sich an der Quelle des Lebens stärken. — Die Fruchttheile der Erde, worauf der Baum steht, wie wissen sie die feinen Wurzeln an sich zu ziehen! Den Platz, worauf Gott jeden Menschen stellte, wie wenig benutzt ihn derselbe! wie wenig das ihm dabei dargebotene Gute in seiner Lage und Stellung!

„Wie oft sieht der Mensch reiche Felder, von Korn wallende Aecker, — und fühllos geht er vorüber. Können wir wohl begreifen, wie aus so wenig gesäeten Körnern so viele Millionen Halme und, was noch mehr ist, so reiche Aernten werden? Der menschliche Verstand reicht nicht zu, die Wege und Mittel ausfindig zu machen, deren sich der allmächtige Schöpfer bei dem Wachsthume eines Samenkorns, bei der Bildung der Aehre bedient."

Der Vater nahm einen Kornhalm und sagte:

„Seht, Kinder! dieser Halm hat vier Knoten, die als angeschraubte Schienen ihn unterstützen, damit ihn der ungestüme Wind nicht umwirft und zerknickt. Der Halm steht endlich, 4—5 Schuh lang, mit einer herrlichen Krone bedeckt, vor unsern Augen da. Nach allen nöthigen Zubereitungen erscheint endlich die Blüthe — ein ungemein feines und weißes Röhrchen, das aus den kleinen Samenbehältnissen in der Röhre entsteht. Nach und nach bilden sich die Körner, die alle ihr besonderes Fach haben und anfangs eine gelbliche, dann eine dunkelbraune Farbe gewinnen und zur Speise für uns Menschen reif werden."

(Der Vater nahm jetzt den Kornhalm, schnitt einen der Knoten heraus, und brachte diesen unter das Mikroskop).

„Ei, dieser Knoten hat viele kleine Löcher," rief Bertha, die zuerst in das Mikroskop sah.

„Diese Knoten," antwortete der Vater, „sind mit großer Weisheit gebildet; in ihnen befindet sich das Mark oder der Nahrungsstoff der Pflanze, welchen die

Wurzel einzieht, und der durch die hohlen Röhren des Stengels dahin steigt; sie sind, wie Ihr seht, mit sehr feinen Löcherchen, gleich einem Siebe, versehen, damit die aufsteigenden Säfte geläutert werden. Dieß Alles lehrt uns, daß die Hand des Höchsten mit jedem Samenkorn und Halm selbst beschäftigt sey, um ihm Anlage und Bildung zu geben. — Dieses, meine Kinder! sey jedesmal die Empfindung Eures Herzens, so oft Ihr durch die zu Euerer Nahrung mit Getreide bedeckten Fluren wandelt! — Der Geist Gottes, der dem Baume Blätter und Blüthen, dem Saatkörnchen Wurzeln, Blätter und Aehren gibt, schenke auch Euch, geliebte Kinder! seinen götttlichen Segen, damit Ihr unverdorben aufwachsen möget zu seiner Ehre für Zeit und Ewigkeit."

Ein Regenschauer zog jetzt über ihnen hin, und der Vater wandte sich, die Tropfen auf seiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit den Worten an seine jungen Begleiter: „Kinder, wir müssen nach Hause eilen." — Die kleine Gesellschaft trat die Heimkehr an. Daß die muntere und redselige Bertha der Mutter zu Hause Alles haarklein erzählt hat, läßt sich denken.

Dreizehnter Abend.

„Wie lieblicht tönt dem Müden die stille Feierstunde," sagte der Vater, als er sich im Kreise der

Kinder wieder in der Laube einfand. Und mit welchen Reizen schmückte Gott den Abend, der uns erquicken soll. Die meisten Menschen haben ihre froheſten Augenblicke dem Abend zu verdanken."

„Ja," setzte die Mutter bei, „der Abend ist das Fest der Müden; aber auch der Guten."

Nach einer kurzen Pause brach Bertha das Schweigen, und sagte: „Gestern am Abend sind wir eben noch zeitig genug heimgekehrt; es hat stark geblitzt und auch etwas wenig geregnet."

„Ja, gestern", erwiederte der Vater, „war eine herrliche Sommernacht. Der halbe Mond an der einen Seite des Himmels, und der andern ein fernes Wettergewölk, aus dem es unaufhörlich blitzte, die Luft dabei so sanft erwärmt, die ganze schlafende Natur so still!"

Bertha sagte: „Ach, wenn es doch nie ein Gewitter gäbe! ich fürchte es so sehr."

„Kind," entgegnete der Vater, sie an der Hand fassend, „das ist ein unvernünftiger Wunsch! Denn obgleich die Gewitter durch einschlagende Blitze oder Hagelschlag oft sehr zerstörend und verwüstend werden, so ist doch auch auf der andern Seite der Nutzen derselben unverkennbar. Kein anderer Regen befördert die Fruchtbarkeit der Erde so sehr, als der Gewitterregen, indem er ölige Theile mit sich führt; die Luft wird durch die Gewitter abgekühlt und von tausend schädlichen Dünsten gereiniget; und selbst die Erschütterung der Erde durch den Donner, wodurch der Umlauf der Pflanzensäfte befördert wird, ist dem Wachsthume der Pflanzen zuträglich."

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Und," setzte die Mutter hinzu „die Gewitter erschrecken auch den frechen Sünder und erinnern ihn an den gewaltigen Gott."

Der Vater sprach weiter: „Ja, der Sünder bebt, aber dem Frommen pocht freudig sein Herz. Der Gottesleugner bekennt das Daseyn eines höheren, mächtigen Wesens. Der geistige Mensch sieht in jedem Ereigniß der Natur Gottes Nähe und Liebe, wo der sinnliche Mensch knechtisch erschrickt. Das Gewitter ist eine der majestätischen, aber auch der fürchterlichsten Erscheinungen in der Natur. Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag; die Lüfte heulen; die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Thiere fliehen den Schlupfwinkeln und Felsenhöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann eilt nach seiner Hütte, und Felder und Gärten werden verlassen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme, die Drohungen des kommenden Donners, her, dem Ohre immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllet den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Echo's in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze,

Strahl auf Strahl, aus, durchkreuzen die schwerfälligen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe.

„Die Schleußen des Himmels öffnen sich von ihrer Last und stürzen ganze Fluthen herab; und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, so tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.“ *)

„Aber wie erfrischt ist Alles, ja verjüngt, wenn das Gewitter vorüber ist!“ sagte Otto.

„Da hast Du wohl recht,“ antwortete der Vater. „Strahlend und leuchtend tritt die Sonne am Tage, Mond und Sterne des Nachts hinter dem Gewölke wieder hervor. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt; die Natur lacht. Im frischen Grün prangt Wald und Flur; rein gewaschen vom Staube sind die Gewächse; munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Haine; trillend schwingt sich die Lerche in die Luft; die Schwüle hat sich abgekühlt; die Brust kann freier athmen. Alles lebt von Neuem und der Hauch eines erquickenden Lebens weht durch die ganze Natur.“

„Was sagst Du jetzt, Bertha!“ rief Otto.

Und Bertha antwortete: „Ja, ich erkenne nun das Große und Wohlthätige des Gewitters.“

Der Vater setzte bei: „Preis und Anbetung dem Allmächtigen, der das Verderben in Segen verwandelt.“

„Was ist denn eigentlich der Blitz, der so herum-

*) Nach Müller.

fährt in der Luft, und selbst Bäume zersplittert, Gebäude entzündet und Menschen und Thiere tödten kann?" fragte Wilibald.

Der Vater antwortete ihm: „Höre, lieber Wilibald! der Blitz ist ein wahres elektrisches Feuer; denn der Blitz besitzt alle die Eigenschaften des elektrischen Feuers, welches man durch die Kunst hervorbringen kann.*) Er entsteht dadurch, daß die elektrische Materie nach dem Gleichgewichte strebt. Wenn daher ein Körper zuviel davon besitzt, so geht ein Theil davon in andere Körper, die dem ersten nahe genug kommen, über."

Der Vater merkte, daß ihn Wilibald nicht ganz begriffen habe, und fuhr in seiner Erzählung also fort: „Wenn Wolken einander nahe kommen, wovon die eine mehr Elektrizität besitzt, als die andere, so geht das elektrische Feuer zur andern so lange über, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, welches Hin- und Herfahren des elektrischen Feuers den Blitz verursacht."

„Jetzt verstehe ich's," sagte Wilibald. „Nicht wahr, wenn Wolken sich der Erde und den auf der Erde sich befindlichen Körpern nähern: so wird wieder, wenn zu viel Elektrizität in den Wolken ist, aus den Wolken auf die Erde, oder wenn zu wenig Elektrizität in den Wolken ist, aus der Erde in die Wolken hinauffahren, wodurch wieder Blitze entstehen."

Daß Wilibald dieß genau aufgefaßt hat, freute den Vater.

---

*) Das geschieht mit der Elektrisirmaschine.

„Also ist der Blitz kein Donnerkeil?" fragte Bertha.

„Nein, mein Kind, dieß ist eine irrige Meinung. Der Blitz hat die Gestalt eines Ballen, und daß er uns als ein feuriger Strich erscheint, kommt von der schnellen Bewegung des Blitzes her."

„Aber, lieber Vater! sind nicht auch die Erdbeben fürchterliche Erscheinungen?" fragte Bertha weiter.

„Wohl die furchtbarsten und schrecklichsten aller Erscheinungen," erwiederte der Vater; „denn eine unterirdische Gewalt erscheint plötzlich ihrer Fesseln entbunden und erschüttert die Oberfläche der Erde; der Boden wankt uud gestaltet sich um, Berge versinken und ewiger Granit zersplittert, Strecken Landes werden von brausenden Fluthen überschwemmt und wieder aus den Meeresfluthen erhebt sich ein Land, Inseln entstehen und versinken, reißende Ströme versiegen oder nehmen plötzlich einen andern Lauf, und das Meer selbst scheint in seinen unermeßlichen Tiefen ausgewühlt. Volkreiche Städte sind in Trümmern gestürzt. Entsetzlich und außerordentlich, wie die Erscheinung selbst, sind auch die Vorzeichen, die sie anzukündigen pflegen. Die plötzlichen Veränderungen in der Atmosphäre betäuben den Menschen und ängstigen die Thiere, die durch ein banges Heulen die drohende Gefahr anzudeuten scheinen. Der Himmel verdunkelt sich und zeigt eine feuerige Röthe, die Magnetnadel geräth in Unordnung."

Wilibald fragte den Vater, wie solche Erderschütterungen entstehen, und dieser antwortete: „Diese Er-

scheinungen lassen sich nicht genügend erklären, da der forschende Geist des Menschen mit dem Walten der rohen Naturkräfte in den innern Tiefen der Erde noch nicht genugsam bekannt ist, und die zerstörenden Wirkungen dieser Erscheinung keine Annäherung des Menschen gestatten. Man glaubt, sie entstehen zum Theil dadurch, wenn sich Wasser auf unterirdische Lager von Schwefelkies ergießt. Daher haben auch nahe am Meere gelegene Länder mehr von dergleichen Naturerscheinungen zu fürchten, als solche, welche weiter davon entfernt liegen. — Eines der fürchterlichsten Erdbeben war wohl das, welches im Jahre 1755 Portugal traf, und die Stadt Lissabon größtentheils zerstörte. Nachdem man schon das ganze Jahr in verschiedenen Gegenden Erderschütterungen, heftige Orkane und mancherlei Lufterscheinungen gehabt hatte, hörte man am 1ten Nov., Morgens um 10 Uhr, in Lissabon ein starkes unterirdisches Rollen; dann folgten zwei heftige Stöße; die Erde ward aufgeworfen, die meisten Häuser umgestürzt, viele in die Erde versenkt, und 20,000 Menschen unter den Trümmern begraben."

„O schrecklich! schrecklich!" schrien zugleich die Kinder auf.

„Ja wohl schrecklich!" entgegnete der Vater. „Ein Berg im Innern des Landes spaltete sich, und versank zum Theil; ein anderer, am Ufer, stürzte in das Meer, und dieses war dabei so wüthend, daß es die größten Lastschiffe über 24 Fuß hohe Mauern warf."

„Dieses schreckliche Getöse müsse man ja weit gehört haben?" fragte Otto.

„Die Wirkungen dieses Erdbebens erstreckten sich durch ganz Europa, Afrika, und Amerika bis nach Grönland hin.“

Hier hielt der Vater ein. Alle blieben schweigend sitzen und der Bertha entfuhr ein mitleidiger Seufzer.

Still stand der Vater von seinem Sitze auf und sah freudig zum Himmel hinauf, dankend dem Geber alles Guten, daß er ihn und seine Angehörigen sicher bis hieher geleitet, — daß er fromme beglückende Gefühle gelegt in jedes Herz seiner lieben Kinder, welche alle drei von Mitleid ergriffen da saßen. — Da neigte der Tag sich, da sank die Sonne und tauchte sich in die Fluthen des Rheinstroms, und bald war nichts mehr als Nacht und Finsterniß um sie her.

Vierzehnter Abend.

Die Herrlichkeit des Spätrothes begann im Westen zu verklimmen, im Süden stand schon der Mond freundlich über dem großen morschen Birnbaum des Gartens und belauschte die Laube, worin sich eben die kleine Gesellschaft versammelte.

„Kinder,“ sagte der Vater, „schon früher habe ich Euch versprochen von der Entdeckung Amerika's durch Christoph Kolumbus zu erzählen, und nun will ich Wort halten.“

„Ja, ja!“ riefen Alle voll Freude, und der Vater fing also an:

„Zwar hat der, um die Jugendbildung hochverdiente Campe eine Beschreibung der Entdeckung des vierten Erdtheils geliefert, die lesenswerth ist; allein Ihr sollet dieß in einem kürzern und umgearbeiteten Auszug hier hören. Also zur Sache. — Alte Sagen und mannigfaltige neue Vermuthungen von einem gegen Westen von Europa liegenden Lande waren, besonders bei den Gelehrten, bis zur Ueberzeugung gediehen. Während die Portugiesen ihre Entdeckungen und Eroberungen in Afrika und Ostindien fortsetzten, richteten andere geschickte Seeleute, welche das Beispiel jener Nation und die Begierde nach ähnlichen Vortheilen gebildet hatte, ihr Augenmerk auf eine andere Gegend unserer Erdkugel, in der Hoffnung, auf der westlichen Seite derselben eben sowohl einen Weg zu bahnen, als die Portugiesen auf der östlichen. Zwar hinderte sie das ungewisse Ziel der Reise und die mit derselben verbundenen Gefahren, lange Zeit an der Fassung eines sichern Entschlusses; allein es fand sich endlich doch ein Mann, der Muth genug besaß, allen vorschwebenden Bedenklichkeiten Trotz zu bieten. Dieser Mann war Christoph Kolumbus, geboren 1445 in einer Vorstadt Genua's, Sohn eines Tuchwebers. Er fühlte von Jugend auf eine solche Neigung zum Seeleben, daß er nach Erwerbung der nöthigen Vorkenntnisse schon im 14ten Jahre diesem damals an Wagnissen und Gefahren reichen Berufe sich hingab. Nachdem sich Kolumbus viele Jahre auf der See herumgetummelt und sich eine Menge Kenntnisse und Erfahrungen eingesammelt hatte, trat er in portugisische

Dienste, und lebte eine Zeit lang von einem mäßigen Einkommen zu Lissabon. Immer aber trug er den Gedanken von neuen Entdeckungen mit sich herum. Aber, wie sollte er, der weder durch Familienverhältnisse, noch durch Reichthümer genugsamen Einfluß hatte, ein Werk ausführen, welches nicht nur äußerst gewagt, sondern auch kostspielig war? Es blieb ihm kein anderer Weg übrig, als sich irgend einer Regierung zu entdecken, und diese für sein Unternehmen zu gewinnen. Er machte also zuvörderst seinem Vaterlande von seinen Aussichten Eröffnung. Allein, da die Verluste, welche die Genueser, durch die portugiesischen Entdeckungen an ihrer Handlung litten, ihnen die Lust zu Seereisen ziemlich benommen hatten, so wiesen sie sein Anerbieten, als ein unausführbares Projekt, von sich. Hierauf wendete er sich an den damaligen König von Portugal, Don Juan, bei welchem er auch, da man an diesem Hofe seine Fähigkeiten und Talente besser kannte, ein nicht ungeneigtes Gehör fand. Wenigstens ernannte man zur Untersuchung seiner Vorschläge einige Bevollmächtigte. Allein diese gingen sehr hinterlistig zu Werke. Nachdem diese den Kolumbus ausgeforscht, nd ihm seine Nachweisung schriftlich abgelockt hatten, rüsteten sie eine Caravalle*) aus, welche die Plane des weisen Mannes ausführen sollte, damit man nicht nöthig hatte, ihm die verdungene Belohnung zu geben.

*) Caravalle (Caravelle), kleines rundes Schiff mit viereckigem Hintertheile und vier dreieckigen Segeln. Es wird wie eine Galeere ausgerüstet, segelt schnell, und trägt von 25—140 Tonnen.

Doch diese Hinterlist schlug zur eignen großen Schande der Unternehmer aus. Dem portugisischen Schiffer fehlte sowohl der Kopf, als der Muth des Kolumbus. Er war noch nicht gar weit gekommen, als ihm wegen der Schwierigkeit der Unternehmung angst und bange wurde. Er kehrte nach Lissabon zurück und gab vor, daß die Vorschläge des Kolumbus nichts mehr und nichts weniger wären, als leere Hirngespinnste. Kolumbus, im höchsten Unwillen über die ihm gespielte Betrügerei, faßte von Stunde an den Beschluß, Portugal zu verlassen. Seine Gattin, die ihn bisher an dieß Land gebunden hatte, war vor kurzer Zeit gestorben, und so kettete ihn nichts mehr an ein Land, das ihn so undankbar behandelte. Da er fürchten mußte, daß man ihn gewaltsam zurückhalten möchte, so ging er mit seinem Sohne und Bruder heimlich zu Schiffe, und kam ohne einen widrigen Zufall glücklich nach Palos, einen Hafen von Andalusien. Damals befand sich der spanische Hof zu Cordua. Da Kolumbus fürchtete, daß er mit seinen Vorschlägen hier eben so übel ankommen möchte, als in Portugal, so meldete er sich nicht eher, als bis er seinen Bruder Bartholomäus vermocht hatte, nach England zu gehen und dem dortigen Hofe dieselben Eröffnungen mitzutheilen, die er den Spaniern zu machen im Begriffe stand.

„Gegen das Ende des Jahres 1484 meldete er sich zu Cordua, fand aber auch hier mancherlei Schwierigkeiten; wenigstens ging Alles sehr langsam und schwerfällig. Nachdem er fünf Jahre lang ein Heer von Einwürfen und Vorurtheilen bekämpft hatte, hieß es

endlich, der Grandische Krieg, auf welchen jetzt Alles verwendet werden müsse, erlaube nicht, sich in neue Unkosten zu stecken; sobald derselbe beendigt seyn würde, wollte man zusehen, was zu thun sey.

„Kolumbus ließ jetzt alle Hoffnungen sinken, und reisete traurig nach Sevilien zurück. Um jedoch nichts unversucht zu lassen, schrieb er an den König von Frankreich, und machte auch diesen mit seinen Planen bekannt; aber auch dieser schützte den Krieg vor, der in Italien geführt wurde. Dennoch verlor der rüstige Mann den Muth nicht. Vielmehr gedachte er auf's neue Unterhandlungen mit England anzuknüpfen, und beschloß zu dem Ende eine Reise dahin zu unternehmen. Seinen Bruder hoffte er dort schon aufzufinden. Doch wollte er vorher von seinem Sohne Diego, der sich in dem Franziskaner-Kloster La Rabida bei Palos aufhielt, Abschied nehmen. Er entdeckte hier dem Prior (Vorsteher), einem Manne von Kopf und Herzen, seinen gefaßten Entschluß. Dieser bat ihn angelegentlichst, seine Reise noch aufzuschieben; er wolle sich möglichst für ihn verwenden.

„Der Einfluß des Priors war nicht zu bezweifeln; denn er stand bei der Königin Isabella in hoher Gunst. Er schrieb auch sogleich an die Fürstin, welche sich zu Sante Fe aufhielt, und ward in Folge seines Antrages nach Hofe gerufen. Die Frucht seiner Reise war, daß er dem Kolumbus eine Audienz auswirkte. Die Königin fand die Vorschläge, die ihr Kolumbus that, nicht unstatthaft; nur aber stieß sie sich an der Forderung desselben, daß er zum Admiral

und zum beständigen erblichen Unterkönig über alle Länder und Meere, die er entdecken würde, erhoben seyn wollte. Diese Belohnung schien ihr zu groß und Kolumbus erhielt abermal eine abschlägige Antwort. Jetzt beschloß er auf's neue, Spanien zu verlassen. Seine Freunde hingegen zogen den Kardinal Mendoza, Erzbischof von Toledo, in's Spiel und machten es diesem Herrn zur Pflicht, dafür zu sorgen, daß ein so gewichtiger Mann nicht aus dem Reiche gelassen würde. Allein die Gesinnungen bei Hofe waren damals dem Unternehmungsgeiste nicht günstig. Ungeachtet sich Kolumbus erbot, selbst aus seinen Mitteln den achten Theil der Kosten aufzubringen, so half doch auch dieses Anerbieten nicht. Er ging voll Unmuthes im Januar 1492 von Santa Fe weg, und wollte in Cordua die letzten Anstalten zu seiner Abreise vorkehren.

„Eben damals öffnete Granada den Spaniern die Thore. Diesen günstigen Vorfall benutzte Santangelo, ein Gönner des Kolumbus. Er stellte der Königin vor, wie sehr es ihren Ruhm herabsetzen würde, wenn sie die schönste Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern, und ihren Ruhm zu vergrößern, verabsäume, indem sie den Kolumbus nicht unterstütze. Zugeschweigen, daß die Vortheile seiner Unternehmung einem andern Landesherrn zufallen und dem spanischen Reiche schaden würden. Durch diese und ähnliche Gründe bewogen, willigte sie endlich ein, und war sogar bereit, da der Schatz der Krone zu sehr erschöpft war, einen Theil ihres Geschmeides zu verpfänden. San-

tangelo erwiederte aber, daß ein solches Opfer nicht nöthig sey, ihm sey die Einwilligung der Monarchin schon genug, er wolle das Geld zu den Kosten aus seinem eigenen Beutel herschießen. Kolumbus, der von allen diesen Verhandlungen nichts wußte, war unterdessen in dem Hafen Pinos, zwei Meilen von Granada, angekommen. Hier erhielt er unvermuthet die günstige Nachricht von den glücklichen Bewerbungen seiner Beschützer, durch einen Eilboten, der ihn zurückzurufen gekommen war. Seines Unwillens ungeachtet machte er sich sogleich auf den Weg, und vergaß über den ausgezeichneten Empfang, den er bei Hofe fand, allen, seit 8 Jahren ausgestandenen, Verdruß. Der Staats-Sekretär, Don Juan de Calonna, mußte die Sache mit ihm in Richtigkeit bringen, und ihm einen Bestallungsbrief ausfertigen, in welchem ihm größere Gnadenbezeugungen bewilligt wurden, als er je verlangt hatte."

Als ein sanfter Wind in krausen Wellen über die Blumenbeete des Gartens hinstreifte, erhob sich der Vater von seinem Sitze und sprach: „Für heute genug."

Fünfzehnter Abend.

Am folgenden Abende, da die ganze Gesellschaft sich an ebendemselben Orte wieder versammelt hatte,

fuhr der Vater in seiner Erzählung also fort: „Ich will den Faden meiner Erzählung da wieder anknüpfen, wo ich ihn fallen ließ.“

„Vater!“ sagte Wilibald, „erlauben Sie mir vorher die Frage: Worauf beruhete denn Kolumbus Vermuthung, daß es noch unbekannte Länder gegen Westen geben müsse?“

„Höre, mein Sohn! Wenn ein weiser Mann etwas glaubt, was nicht allen Köpfen zusagt, und wenn er diesem Glauben gemäß handelt, so muß er dazu hinreichende Gründe haben. Dieß war der Fall bei Christoph Kolumbus, als er den Gedanken faßte, eine neue Welt aufzusuchen. Nicht nur geometrische, physische, sondern auch historische Gründe, mancherlei Erscheinungen brachten ihn dahin, daß er jenseits des Weltmeeres Länder nicht nur vermuthete, sondern gewiß glaubte.

„Schon die Alten hatten Ahnungen von einem unbekannten großen Lande. Selbst der heilige Gregorius behauptete schon, es gäbe jenseits des Oceans noch eine andere Welt. Im Jahre 1190 ging der Prinz Madok, zweiter Sohn des Fürsten von Wallis, aus bloßer Neugier zu Schiffe. Nachdem er einige Wochen gegen Westen gefahren war, entdeckte er ein Land, worin er allerlei Lebensmittel, eine frische Luft und Gold antraf. Als er sich dort ziemlich lange aufgehalten hatte, ließ er 26 Mann daselbst. Nachdem er wieder glücklich in England angekommen war, rüstete er eine Flotte von zehn Schiffen aus, die mit Menschen und Vorräthen versehen waren, und steuerte zum

zweitenmale dem neuen Lande zu. Was aber aus der Flotte geworden ist, hat man nicht weiter erfahren.

„Zu Ehren der Teutschen muß ich noch bemerken, daß Einer von ihnen, kurze Zeit vor Kolumbus, diesen Erdtheil schon entdeckt hatte. Dieser Teutsche hieß Martin Böheim aus Nürnberg, ein Mann, der die Mathematik und Geographie fleißig studirt hatte. Er ging nach den Niederlanden, und in der Vermuthung, daß abendwärts noch viel Land liegen müßte, erbot er sich von der damaligen niederländischen Regentin, der Herzogin Isabella, zu dessen Aufsuchung ein Schiff, mit welchem er wirklich im Jahre 1460 die Insel Fayal entdeckte. 1485 erhielt Böheim von dem Könige, Johann II., von Portugal mehrere Schiffe, mit denen er auch die patagonische, nachher magellanische Meerenge entdeckte. Er zeichnete eine Charte daran, welche 1519 in Magelland's Hände fiel, der sich dieselbe wohl zu Nutze machte.

„Soviel ist gewiß, daß die meisten von denen, die eine neue Welt entdeckten, das Gelingen ihres Unternehmens dem bloßen Zufalle verdankten; dagegen aber Kolumbus nach guten und hinlänglichen Gründen verfuhr. Wir wollen nun jetzt Kolumbus auf seiner Reise folgen und sehen, wie es ihm erging.

„Ehe Kolumbus aus Granada in Spanien abreis'te, empfing er außer einem offenem Briefe, der ihn bei allen Fürsten der Welt in Ansehen setzen sollte, zugleich den Befehl, den portugiesischen Entdeckungen nicht weiter, als auf hundert Meilen nahe zu kommen. Hierauf ging er in aller Eile nach Cordua, brachte seine

häuslichen Angelegenheiten in Ordnung und reis'te ohne Vorzug nach Palos ab, wo man bereits zu seiner Ausrüstung Anstalten getroffen hatte. Den Hafen Palos wählte er deßwegen, weil damals hier die besten Matrosen von ganz Spanien anzutreffen waren.

„Der Pater Marchena fuhr beständig fort, ihm alle möglichen Dienste zu erweisen und hatte ihm bereits alle Seeleute zu Palos zu guten Freunden gemacht. Besonders gehörten darunter die drei Gebrüder Pinzone, welche für die reichsten Einwohner und geschicktesten Seefahrer im ganzen Lande galten, und der neuen Unternehmung nicht nur ihre Personen, sondern auch einen großen Theil ihres Vermögens widmeten.

„Damals war die Stadt Palos gehalten, jährlich drei Monate lang zwei Caravellen als Küstenbewohner in der See zu halten. Diese Schiffe mußten sie, Kraft eines königlichen Befehls, dem Kolumbus übergeben. Er selbst rüstete eine dritte Caravelle aus, auf der er sich befand und welche er die heilige Maria nannte. Von den beiden äußersten hieß die eine la Pinta, welche von Alphonso Pinzon, und die zweite la Ninka, welche von Janes Pinson geführt ward. An Schiffsvolk waren auf allen drei Schiffen nicht mehr als 90 Mann."

„Das sind nicht viele Leute für eine so weittaussehnende Reise," sagte Wilibald.

„Ja," entgegnete der Vater, „wenig genug."

„Mit Lebensmitteln versorgte man sich auf ein Jahr, und ging an einem Freitage, den 3ten August 1492,

unter Segel. — Gleich am folgenden Tage äußerte sich einiger Schaden an dem Steuerruder der Pinta, der wahrscheinlich durch die Eigenthümer derselben verursacht worden war, weil diese die Reise wider Willen thaten. Alphonso Pinzon half zwar dem Uebel ab; allein wenige Tage darauf machte die hohle See das Ruder abermals los. Ein Unglücksfall der Art, gleich beim Anfange der Reise, benahm den abergläubischen Seeleuten alle Lust; aber Kolumbus sprach ihnen Muth ein, und man erblickte am 11. August die größte unter den Kanarien-Inseln."

"In welchem Erdtheile liegen diese Inseln?" fragte Otto.

"Diese Inseln liegen in Afrika, und die größte darunter heißt Teneriffa. Hier versah man die Pinta mit einem neuen Steuerruder, ging am 1ten September wieder unter Segel, und warf vier Tage hernach den Anker an der Gomora, wo man Lebensmittel, Holz und Wasser an Bord nahm.

"Am 7ten verlor man die Kanarien aus dem Gesichte und steuerte beständig gegen Westen. Einigen Seeleuten sank der Muth sehr bald. Sie weinten, heulten und schrien, daß sie sich in einem ganz unbekannten Meere befänden. Kolumbus tröstete sie, und suchte sie durch die großen Aussichten auf Reichthümer und Schätze aufzumuntern. Man legte vor Anbruch der Nacht 18 Meilen zurück. Allein Kolumbus verheimlichte jeden Tag mehrere Meilen, die man gemacht hatte, damit dem Schiffsvolke der Weg weniger lang vorkäme. Den 11ten sah man 150 Meilen weit von

der Insel Ferro einen Mast treiben, den die Ströme dahin geführt haben mußten. Am 16ten erblickte man auf der Oberfläche des Wassers eine Menge Gras von gelbgrüner Farbe, welches seit Kurzem von irgend einer Insel oder einem Felsen weggeschwemmt zu seyn schien. Eine Erscheinung, welche dem Schiffsvolke einen großen Schrecken einjagte! Den folgenden Tag sah man das Gras in weit größerer Menge, und eine kleine lebendige Heuschrecke, die man darauf wahrnahm, erweckte die Vermuthung, daß das Land nicht mehr ferne seyn könnte. Andere bildeten sich ein, man befinde sich in der Nähe irgend einer gefährlichen Klippe oder eines versunkenen Landes. Nächst dem bemerkte man, daß das Seewasser nur halb so salzig als gewöhnlich schmecke. Lauter Veranlassungen zur Furcht! In der nächsten Nacht kamen einige Thunfische den Caravellen so nahe, daß das Volk auf der Ninka einen davon fing. Alphonso Pinzon, welcher dem Admiral vorausgesegelt war, sah eine Menge Vögel, die ihren Flug nach Westen nahmen. Wieder eine Andeutung von der Nähe eines festen Landes, welches einige sogar schon zu sehen wähnten. Allein das, was man für Land hielt, war nichts weiter, als eine Wolke, welche verschwand."

"Man rückte bereits seit zehn Tagen mit vollen Segeln fort, und die lange Zeit, während welcher man nichts als Himmel und Wasser wahrnahm, erweckte mit jedem Augenblicke neue Besorgnisse. Den 19ten umflogen wieder viele Vögel die Schiffe und man tröstete sich abermals mit günstigen Aussichten.

Am 20sten zeigten sich sogar kleine Vögel, welche singend die Schiffe umflatterten. Das Gras ward dichter und sogar mit Thau vermischt gefunden. Ein Süd-Westwind verursachte indeß dem Admiral großen Kummer, wovon er sich aber nichts merken ließ, sondern sich vielmehr stellte, als hielte er ihn für ein Geschenck des Himmels. Zum Glücke sprang der Wind am 21sten nach Ost-Nordosten um, welches ihm große Freude machte. Die Reise dauerte nun bereits über drei Wochen, ohne daß man, dem Ansehen nach, weiter war, als am ersten Tage. Dieser Gedanke, nebst der Sorge, es möchte der Wind, welcher bisher der Fahrt nach Westen so günstig gewesen war, die Rückkehr nach Spanien unmöglich machen, wirkte auf einmal eine erstaunende Veränderung. Den Meisten ward angst und bange, und sie fürchteten vom Abgrunde verschlungen zu werden. Alles schrie: Man müsse die Rückfahrt nach Europa augenblicklich antreten. Warum solle man sich dem thörichten Ehrgeize eines Wagehalses, der nichts zu verlieren habe, aufopfern? Einige verlangten gar, man solle den Vagabunden in's Wasser werfen, und zu Hause vorgeben, er sey aus Unvorsichtigkeit hineingefallen, indem er nach den Sternen gesehen habe."

„Das müssen denn doch schlechte Menschen gewesen seyn," sagte Bertha.

„O wie muß da dem Kolumbus zu Muthe gewesen seyn," setzte Otto hinzu.

„Ja," fuhr der Vater fort, „Kolumbus begriff die Größe seiner Gefahr sehr wohl und nahm seinen

ganzen Muth zusammen, indem er immer ein heiteres Gesicht zeigte. Bald gebrauchte er gute Worte und Ermahnungen, bald Vernunftgründe, und sogar bisweilen Drohungen.

„Am 25ten gegen Abend schrie Pinzon: Land! Land! und es zeigte sich gegen Südost in einer Entfernung von etwa 20 Seemeilen etwas Dunkles, welches einer Insel ähnlich zu seyn schien.

„Diese Nachricht, welche eigentlich eine bloße, mit dem Admiral verabredete, Erdichtung war, besänftigte die Aufrührer. Ihre Freude war so groß, daß sie ein feierliches Dankgebet anstellten; und Kolumbus ließ, um seine Leute bei günstiger Gemüthsstimmung zu erhalten, den Lauf die ganze Nacht über nach der angezeigten Gegend richten. Am Morgen ward man seinen Irrthum gewahr, und sah, daß die vermeinte Insel eine bloße Wolke gewesen sey. Indeß erhielt man doch fortwährend neue gute Anzeigen von einem nahen Lande. Fische und Vögel erschienen in großer Menge. Sogar fliegende Fische zeigten sich, und die Heftigkeit der Ströme nahm merklich zu. Die Magnetnadel wich des Nachtes über einen Strich ab, und blieb am Tage unvermerkt gegen Norden gerichtet. Alle diese Erscheinungen erklärte der Admiral den Seeleuten, die sich darüber verwunderten, und frischen Muth bekamen.“

Diese Erzählung fesselte die Aufmerksamkeit der Kinder ungemein, und sie würden die ganze Nacht gerne in der Laube bei dieser Unterhaltung zugebracht haben. Allein der Abend war kühl, und man kehrte

in das Haus zurück. Die Fortsetzung dieser interessanten Geschichte wurde bis zum nächsten Abend ausgesetzt.

Sechszehnter Abend.

Die Sonne war schon im Sinken, Alles brannte im goldenen Abendfeuer, während auf des Flußes Spiegel selbst des Himmels Abendbild mit Rosen-Wölkchen auf Purpurwellen sich wiegte.

Mit Wohlgefallen betrachteten dieß die drei Geschwisterte, als der Vater in den Garten kam. Schnell eilten jetzt alle in die Laube und nahmen ihre gewöhnlichen Sitze ein. — „Kinder!" sagte der Vater, „ich fahre heute mit meiner Erzählung da fort, wo ich gestern endete. Also zur Sache."

„Am 1. Oktober berechnete man sich über den zurückgelegten Weg. Kolumbus war gewiß, daß man schon 707 Seemeilen von den kanarischen Inseln zurückgelegt habe. Um aber Alles, was einigen widrigen Eindruck machen konnte, zu meiden, sagte er ganz kalt, seine Rechnung gäbe nicht mehr, als 584 Seemeilen. Jeder Tag gab übrigens neue gute Anzeigen; den 7. Oktober bei aufgehender Sonne vermeinte man abermals Land zu sehen. Die kleine, vorausgesegelte Caravelle lösete eine kleine Kanone und gab allerlei andere Losungszeichen einer glücklichen Begebenheit; allein hinterher sah man, daß man sich wieder durch ein Gewölk hatte täuschen lassen. Murren und Unwillen

brachen von Neuem aus. Die Furcht vor einem, durch Hunger oder Schiffbruch unvermeidlich scheinenden Tode verursachte, daß das Volk alle Gesetze der Ehre und Pflicht aus den Augen setzte, und der Admiral Kolumbus schwebte in größerer Gefahr, als je. Sogar die Gebrüder Pinzon traten auf die Seite der Aufrührer."

„Ich, an Kolumbus Stelle, wäre vor Furcht gestorben," flüsterte Bertha.

„Endlich, als der Tumult so allgemein wurde, daß weder Gelindigkeit noch Schärfe mehr anschlugen, brach Kolumbus gegen die Unbändigsten mit einem Vorschlage heraus, der auf einmal ihre Wuth stillte. Er versprach nämlich, wofern innerhalb drei Tagen kein Land erscheine, so wolle er gestehen, daß er sich geirrt habe, und sich ihrer Rache willig unterwerfen. Diese Erklärung drang ihnen durchs Herz."

„Ein rüstiger Entschluß", sagte die Mutter, „wiegt oft eine Million auf."

„Indeß vermaßen sie sich doch mit heftigen Schwüren, daß, wenn nach drei Tagen nichts vom Lande zu sehen wäre, sie den Rückweg nach Europa antreten würden. Aber Gott wendete Alles anders. Kolumbus konnte sich diese kurze Zeitfrist ohne Gefahr setzen; denn er hatte mit dem Senkblei Grund gefunden und aus dem daran haftenden Sande und Schlamme geschloßen, daß er sich wirklich dem Lande nähere. Schon am 2ten Tage der bedungenen Frist zeigten sich Merkmale, die auch den Verzagtesten Muth einflößten. Die Matrosen auf dem Admirals-Schiffe sahen einen großen grünen Fisch, von der Gattung derer, die sich nie weit

von der Küste entfernt halten. Die Matrosen auf der Pinta sahen ein frisch abgeschnittenes Rohr treiben und zu gleicher Zeit fischten sie ein bearbeitetes Stück Holz auf, welches nur frisch vom Stamme abgehauen war. Die auf der Ninka sahen einen Zweig von einem Dornbusche, nebst seiner Frucht. Was aber einen Seefahrer, wie Kolumbus, noch mehr von der Nähe eines Landes überzeugte, war der ungleiche Wind, der zur Nachtszeit öfters abwechselte, und vom Lande herkommen mußte. Daher erwartete er nicht den versprochenen dritten Tag, sondern kündigte laut an, daß er noch diese Nacht Land zu erblicken hoffe. Er ordnete Betstunden an, ermahnte die Seeleute ja auf ihrer Hut zu seyn, und ließ alle Segel, bis auf ein einziges, hissen.*)

„Demjenigen, der am ersten Land sehen würde, versprach er eine Belohnung.“

„Ihr habt gehört, daß Kolumbus Betstunden auf dem Schiffe anordnete,“ sagte die Mutter. „Aus diesem könnt Ihr seine frommen Gesinnungen und sein Vertrauen zu Gott erkennen.

„Der Gedanke, daß der Mensch Alles mit Gott beginnen und vollführen müsse, und daß er nur bei beständigem Hinblicke auf ihn, den Allmächtigen, das Ziel der Vollendung erreichen könne, muß schon in dem zarten Kindesalter der Seele tief eingeprägt werden.“

„Ja, meine lieben Kinder! merkt Euch diese wahren Worte der Mutter,“ setzte der Vater hinzu, und

---

*) Hissen heißt die Segel aufziehen.

fuhr in seiner Erzählung also fort: „Um zehn Uhr Abends, als Kolumbus sich eben im Hinterkastel des Schiffes befand, erblickte er Licht, und nach einiger Zeit bemerkte man deutlich, daß es sich von einem Orte zum andern bewegte. Zwei Stunden nach Mitternacht riefen die Matrosen auf der Pinta, welche vorausgesegelt war, Land! Land! und dießmal war es keine Täuschung; denn sie waren nur noch zwei Stunden von der Küste entfernt. Der Erste, der es erblickt hatte, hieß Rodrigo Triana. Beim Anbruche des Tages sahe man eine flache, mit Gras bewachsene Insel, von etwa 20 Meilen in der Länge vor sich. Das sämmtliche Schiffsvolk fiel dem Admiral Kolumbus zu Füßen, und bat seines ungestümmen Betragens wegen um Verzeihung. Und Kolumbus sagte:

„Sollt' ich, wer mich beleidigt hat,
Vielleicht mir wirklich wehe that,
Auch jetzt als Feind mir denken?
Nein, der, nur der ist ja mein Feind,
Der's immer böse mit mir meint
Und stets mich sucht zu kränken."

„O das sind schöne edle Gesinnungen!" rief Wilibald.

„Vater, ich bitte, mit der Erzählung fortzufahren," sagte Otto, und der Vater fuhr denn also fort: „Vermöge seiner Bestallung als Unterkönig legte Kolumbus sogleich der Insel den Namen San Salvador bei, den sie aber nachher nicht behielt."

„Indem man der Insel immer näher rückte, erschien der ganze Strand voll nackter Leute, welche allerlei Zeichen der Verwunderung von sich gaben. Man

erfuhr nachher, daß sie die drei Schiffe für Seeungeheuer gehalten hatten! — Der Admiral fuhr mit dem bloßen Degen in der Hand und mit fliegender Fahne in einer bewaffneten Barke an's Land. Die Hauptleute beider Caravellen thaten ein Gleiches und das gesammte Schiffsvolk eilte ihnen nach, küßte die Erde, und dankte Gott für den glücklichen Ausgang der Reise."

Otto sagte: „In dieser Geschichte ist viel Trübseliges; aber das freut einen auch, wenn es nur zuletzt einen guten Ausgang nimmt."

Der Vater erzählte weiter: „Jeder erneuerte zu Kolumbus Füßen die Zusage einer ewigen Dankbarkeit, und schwur ihm, als Unterkönige, den Eid der Treue. Kolumbus ließ auf der Stelle ein Kreuz auf den Strand pflanzen, und das kastilische Wappen darein graben. Eine Ceremonie, welche die Besitznahme der Insel im Namen Sr. Majestät von Spanien andeutete. Als die Einwohner sahen, daß man bei dieser Gelegenheit etwas schrieb, so meinten sie, man wolle ihre Insel behexen und liefen in großer Bestürzung davon. Man jagte ihnen nach, erwischte Einige, begegnete ihnen sehr freundlich, beschenkte sie und gab ihnen sodann die Freiheit, zu ihren Landesleuten umzukehren. Dieses Betragen machte sie sogleich zutraulich. Sie kamen, theils schwimmend, theils in ihren Kanots an die Caravellen. Sie hatten schwarze, buschichte Haare, die wie Zöpfe mit einer Schnur um den Kopf gewunden waren. Bei andern flog das Haar frei um die Schultern. Die Meisten waren von schlankem Wuchse, von angenehmer Gesichtsbildung, und

hatten eine breite Stirne und eine Olivenfarbe. Dabei waren sie auf eine wunderliche Weise bemalt, Einige nur an den Augen und an der Nase, und noch Andere am ganzen Leibe.

„Während sich die Spanier über die Gestalt dieser Leute wunderten, erstaunten die Inselbewohner nicht weniger darüber, daß es bekleidete Menschen mit langen Bärten gäbe. Das Eisen war ihnen noch unbekannt, daß sie das erstemal, als ihnen ein blanker Säbel vor die Augen kam, denselben bei der Schneide faßten, und nicht begreifen konnten, woher die Wunde rühre, die ihnen das Gewehr beibrachte. Ihre Wurfspieße waren von Holz am Feuer gehärtet, zugespitzt, und sehr artig mit einem Fischzahne versehen. Ihre Kanots bestanden aus ausgehöhlten Baumstämmen, in welchen ein Mann, aber auch wohl 50 in den größern, Platz hatten. Sie regierten dieselben mit einem einzigen schaufelförmigen Ruder. Auch die größesten waren so leicht, daß es den Einwohnern gar keine Mühe kostete, sie wieder aufzurichten, wenn sie umstürzten. — Die unbedeutendsten Dinge waren kostbare Geschenke für sie. Kurz, es waren die unbefangensten, gutmüthigsten Menschen von der Welt. Die Insel hatte Wasser, Bäume und Pflanzen, aber, so viel man sehen könnte, keine anderen Thiere, als Papageien.

„Noch an eben dem Tage ließ der Admiral alle seine Leute wieder an Bord gehen, wohin ihn viele der Wilden begleiteten. Als man sie durch Zeichen über den Namen ihrer Insel befragte, so erfuhr man, daß sie Guanahani hieße. Am nächsten Tage kamen

sie in größerer Menge wieder, brachten Papageien und Baumwolle mit, und vertauschten sie gegen kleine Schellen, die man ihnen um den Hals und um die Beine hing; ja auch gegen Scherben von irdenem Gefäßen oder schlechtem Porzellan. Ein Stückchen Glas schien ihnen für 25 Pfund Baumwolle im geringsten nicht zu theuer erkauft. Vom Schmucke hatten sie nichts an sich, ausgenommen einige an die Nasenspitze geklebte gelbe Blättchen, die man gar bald für Gold erkannte. Auf Befragen, woher sie diese Zierathen bekämen, zeigten sie nach Süden, und gaben zu verstehen, daß nach jener Gegend hin große Inseln lägen, von welchen man die Goldblättchen erhielte. Sogleich beschloß man seinen Lauf dorthin zu richten. Sieben Wilde wurden als Wegweiser mitgenommen und schon am 15. Oktober näherte man sich einem Eilande, dem Kolumbus den Namen la Conception beilegte. Da es ihm aber sehr leer an Lebensmitteln vorkam, verweilte man hier nur eine einzige Nacht. Am 17ten traf man eine dritte Insel, die man Fernandie nannte, und deren Einwohner theils mit Kattun, theils mit Laub bekleidet waren. Man sah hier viele unbekannte Gattungen von Vögeln, Fischen, Schlangen und Eidechsen von ungeheurer Größe, welche die Insulaner als Leckerbissen verzehrten. Die Wohnungen hatten die Gestalt von Zelten, die mit Portalen versehen und mit Zweigen bedeckt waren. Einer von den Einwohnern trug ein Goldstückchen in der Nase. So fuhr man noch an mehrern kleinen Inseln hin, bis man am 27ten vor Tages Anbruch ein großes Land ent-

deckte, welches die Indianer Cuba nannten. Am 28ten lief man in einen großen Fluß ein. Man fand hier ungeheure dichte Wälder und Bäume von ungemeiner Höhe; ferner ganz unbekannte Früchte und Vögel in großer Menge. Man entdeckte zwei Häuser, aber man fand keinen Menschen darin. Die von Guanahani mitgenommenen Indianer bedeuteten dem Admiral, daß er hier Gold finden würde. Aus Besorgniß, die Einwohner (Cubaner) nicht zu erschrecken, erlaubte er keinem seiner Leute an's Land zu gehen. Nur zwei verständigen Männern trug er das Geschäft auf, Erkundigungen einzuziehen.

„Nach etlichen Tagen kehrten diese in Begleitung dreier Insulaner an Bord zurück. Sie hatten sich 22 Meilen weit in's Land gewagt, und auf dem Wege ein Dorf mit ungefähr 1000 Einwohnern angetroffen. Die gutmüthigen Indianer küßten ihnen die Füße und trugen sie, im eigentlichen Sinne, auf den Händen. Die Stühle, auf welche man sie niedersetzen ließ, waren mit Gold verziert. Um Feuer anzumachen, rieb man zwei Stücke Holz so lange an einander, bis sie in Flammen geriethen. Das Land stand voll von einer Getreidegattung, die man Mais nannte, und die sehr angenehm schmeckte. Als man die Einwohner wegen Goldes befragte, zeigten sie nach Osten hin, woselbst es in großer Menge angetroffen werde. Dabei nannten sie die Namen: Bohis und Cubanäcän. Sie meinten dabei die Mitte der Insel, Kolumbus dagegen glaubte, es sey damit ein anderes Land gemeint, und schickte sich zur Abreise an. Einige Cubaner

erboten sich zu Wegweisern, welches man willig annahm. Man fuhr zwischen vielen Inseln hin, und sah manches Neue und Ungewöhnliche.

„Am 21. November hatte der Admiral den Verdruß, zu erfahren, daß sich die Pinta eigenmächtig von ihm getrennt hätte. Die Begierde nach Gold hatte ihrem Hauptmanne, Alphonso Pinzon, den Gedanken eingegeben, sich des Vortheils seiner Caravelle, die ungemein flüchtig segelte, zu bedienen, und die Insel, von der die Insulaner so viel Rühmens machten, zuerst zu betreten. Man erinnerte ihn an seine Pflicht durch allerlei Losungszeichen; aber vergebens. Der Admiral beschloß im Hafen St. Katharina drei Tage auf ihn zu warten. Indem er Holz und Wasser an Bord bringen ließ, entdeckte man unweit des Strandes einige Steine, welche goldhaltig schienen. Einige ausländische Indianer, die er darüber befragte, sagten ihm, daß die Insel, die er unter dem Namen Bohio aufsuche, ihr Vaterland sey, welche Hayti hieße. Dort würde er dergleichen Steine in großer Menge antreffen. Kolumbus segelte ohne Vorzug am 3. Dezember von Cuba ab, gerade nach der Insel Hayti zu. Da sie nur 18 Meilen von Cuba entfernt liegt, so erreichte er sie schon am folgenden Tage. Da er sie, ihres Bodens und ihrer Früchte wegen, Spanien so ähnlich fand, so gab er ihr den Namen Hispaniola, der in der Folge in St. Domingo verwandelt wurde. — Die Einwohner bezeigten anfänglich wenige Lust, den Caravellen nahe zu kommen. Vielmehr lief Alles davon und verbarg sich in den Wäldern. Die Matrosen er-

haschten eine weibliche Person, die sie dem Admiral brachten, welcher derselben freundlich begegnete. Sie wurde auf's Beste bekleidet, und wieder zu den ihrigen geführt. Ein Wilder aus Guanahani brachte die Haytier auf andere Gedanken, indem er den Spaniern das beste Zeugniß ausstellte. Am folgenden Tage kam eine Menge Volks nach dem Hafen. Die Insulaner waren etwas kleiner und schwächlicher, als die der vorigen Inseln; aber dabei friedfertig und gelassen. Sie gingen beständig mit bloßem Haupte, und ihre Hirnschale hatte eine solche Härte, daß man dieselbe, wie die Spanier hinterher erfuhren, mit keinem Säbel durchhauen konnte. Unter andern erschien am Ufer ein vornehmer Herr, mit einem Gefolge von 200 Personen, die ihn auf den Schultern trugen und ihm den Titel: Kazike beilegten. Er war noch sehr jung, und die Neugier, die Schiffe zu sehen, hatte ihn hierher getrieben. Ein Indianer vom Admiralsschiffe ging ihm entgegen, und meldete, diese Ausländer kämen vom Himmel herab. Er bestieg die Caravelle mit vielem Ernst, und gab seinen Leuten einen Wink, daß sie am Lande bleiben sollten. Der Admiral setzte ihm etwas zu essen vor, und er kostete davon ohne Bedenken; das Getränke aber nahm er bloß an den Mund, ohne zu trinken. Er blieb von nun an dabei, die Fremdlinge wären Einwohner des Himmels. Am folgenden Tage kam er wieder, und es begann nun ein lebhafter Tauschhandel. Die Spanier brachten den ganzen Tag damit zu, daß sie gläserne Korallen gegen Goldbleche vertauschten."

Als die Sterne hoch und hell, wie Goldlichter,

vom blauen Himmel herab blickten, sah der Vater nach seiner Uhr und sagte: „Kinder! für heute genug, morgen die Fortsetzung.“

Und die Kinder sahen mit Sehnsucht dieser Fortsetzung entgegen und konnten kaum den Abend erwarten.

Siebenzehnter Abend.

Der Abend kam und mit ihm die Zeit, wo sich die Gesellschaft im Garten einzufinden pflegte. Und der Vater fuhr mit der Fortsetzung seiner Erzählung also fort: „Beide Schiffe gingen wieder unter Segel und warfen im Thomas-Hafen Anker. Hier kam am 22. eine Gesandtschaft vom Könige Guacanagari, die den Admiral nach Hofe einlud, und ihm ein kostbares Geschenk überreichte. Es bestand aus einer Larve, an welcher die Ohren, die Zunge und die Nase vom geschlagenen Golde waren. Dieser Larve war ein Gürtel beigefügt, der mit sehr zarten, und wie Perlen, abgerundeten Fischknochen eingefaßt war. Der Admiral sendete sogleich zwei Offiziere ab, welche den König besuchten. Er selbst folgte persönlich, nachdem er versichert war, daß keine Tücke obwaltete. Der Erfolg war eine Handelsverabredung, die sogleich in's Werk gesetzt wurde.

„Die Indianer trugen den Spaniern Gold, Papageien und Baumwolle in Menge zu. Kam ein Spanier in ein Dorf, so verehrte man ihn, als ein himmlisches Wesen. Man küßte den Boden, den

er betreten hatte, und es wurden alle Reichthümer der Insel beinahe gänzlich dem Gutdünken der Spanier überlassen.

„Die See ging zwei Tage ziemlich hohl. Als das Wetter sich besserte, beschloß der Admiral sich nach einem Orte, den er Puerta Santa benannt hatte, zu begeben. Ein kühles Lüftchen begünstigte sein Vorhaben. Da er zwei Tage und Nächte nicht geschlafen hatte, so begab er sich zur Ruhe, nachdem er es vorher den Steuerleuten scharf eingebunden hatte, keinen Augenblick vom Steuer zu weichen. Allein, weil diese der Ruhe auch bedurften, so vertrauten sie das Ruder einem jungen unerfahrnen Menschen an, den die Ströme auf eine Sandbank führten, wo das Schiff sitzen blieb. Ueber dem furchtbaren Angstgeschrei, welches sich darüber erhob, erwachte Kolumbus. Zwar gab er sogleich die mächtigen Befehle, aber sie wurden nicht befolgt, weil Jeder nur auf die Rettung seines Lebens dachte. Die Caravelle ging vor seinen Augen unter. Die Ninka hielt in einer Entfernung von zwei Stunden, sie weigerte sich aber irgend einen, der den Admiral verlassen hatte, aufzunehmen. Sie kam doch zeitig genug herbei, um wenigstens die Person des Admirals zu retten.

„Der edle Guacanagari eilte auf die erste Nachricht von dem Unglücksfalle seiner Bundesgenossen herbei und erbot sich zu allem ersinnlichen Beistande. Seine Unterthanen mußten arbeiten, um das Uebrige noch zu retten."

„Das muß ein guter Mensch gewesen seyn," sagte Bertha.

Und Wilibald setzte hinzu: „Es gibt unter allen Zonnen edle Menschen.“

„Mehrere Male besuchte Guacanagari den Admiral, und bat ihn mit Thränen, sich seinen Verlust aus dem Sinne zu schlagen. Er bot, zum Ersatz desselben, sein ganzes Vermögen an. Die sämmtlimen Einwohner folgten dem Beispiele ihres Königs, und da sie bemerkten, daß die Spanier das Gold über Alles liebten, so brachten sie Alles herbei, was sie von diesem Metalle hatten. Sie selbst wünschten nur Schellen dafür zu haben. Unter andern kam Einer mit einem Stücke Gold, das ½ Mark wog, und welches er in der einen Hand hielt, in die andere ließ er sich eine Schelle legen, gab sein Gold dafür hin, und lief nun, so geschwind er konnte, als fürchtete er, den Spanier möchte der Tausch gereuen.“

Die Kinder lachten laut zusammen.

„Mehrere Umstände brachten den Admiral zu dem Entschlusse, einen festen Platz auf der Insel anzulegen. Um des Königs Einwilligung zu erhalten, wandte man alle dienliche Mittel an. Man schmeichelte und drohete. Besonders ließ Kolumbus öfters das Geschütz abfeuern, worüber die Einwohner so sehr erschracken, als wenn sie vom Blitze gerührt würden. Sie stürzten zur Erde nieder und bedeckten den Kopf mit beiden Händen. Der König selbst gerieth in große Angst; aber der Admiral tröstete ihn und sagte, daß er ihn vermittelst dieser Waffen zum Ueberwinder aller seiner Feinde machen wollte. Zum Beweise der Wahrheit seiner Worte, ließ er ein Stück auf das gestrandete Schiff

abfeuern. Die Kugel durchbohrte es und es fiel in's Wasser. Dieser Anblick setzte den König so in Erstaunen, daß er in tiefem Nachdenken nach Hause ging, und fast glaubte, die spanischen Fremdlinge wären Kinder des Donners. Die Erbauung einer Schanze ward sogleich gestattet und innerhalb zehn Tagen stand dieselbe aus den Trümmern des Schiffes fertig da. Man besetzte sie mit etlichen Stücken Geschützes, und gab ihr den Namen Navidad. Ein darum gezogener tiefer Graben schien hinlänglich, unbekleidete in Furcht gebrachte, Menschen in Ehrerbietung zu erhalten. Guacanagari fuhr fort, den Admiral auf's Möglichste zu ehren. Er beschenkte ihn mit einer goldenen Krone; und einige Kaziken gaben ihm, was sie nur von Goldblechen hatten. Diese Bleche waren nicht gegossen, sondern bloß aus vielen Körnern zusammengesetzt. Weil die Indianer nichts von der Bearbeitung des Goldes verstunden, so nahmen sie die Stückchen, wie sie die Natur gab, und klopften sie mit Steinen breit.

„Unvermuthet meldeten eines Morgens die Indianer dem Admiral, sie hätten an der Ostküste Etwas herumschwimmen gesehen. Kolumbus konnte keinen Augenblick zweifeln, daß es die Pinta sey. Er schickte also einen Offizier in einer Schaluppe mit einem Schreiben ab, worin er nicht den geringsten Unwillen äußerte, sondern bloß den Pinzon ermahnte zur Admiralsflagge zurückzukehren. Allein die Schaluppe kehrte unverrichteter Sache zurück, indem sich die Pinta nicht sehen ließ, und man nahm es nun für ausgemacht an, daß Pinzon die Absicht habe, die erste Nachricht von den

neuentdeckten Ländern nach Spanien zu bringen, und dem Admiral den Rang abzulaufen. Dieser Verdacht bewog den Kolumbus, seine Abreise zu beschleunigen, und die Besichtigung der Goldbergwerke für dießmal auszusetzen. Er ließ alle Leute zusammen kommen, und suchte dreißig starke und beherzte Männer aus, denen er Wein, Zwieckback und hinlängliche Lebensmittel auf ein ganzes Jahr übergab. Diese sollten auf der Insel zurückbleiben, sich mit den Einwohnern bekannt machen, sie nicht beleidigen, und ihre Sprache zu erlernen suchen. Von Guascanagari nahm er den zärtlichsten Abschied, und erbot sich von ihm einige seiner Unterthanen, die er mit nach Europa nehmen, und sie hier in der spanischen Sprache unterrichten wollte. Der König bewilligte es, und vertraute dem Admiral sogar einen seiner nahen Verwandten an."

"Dieser Insulaner-König muß ein recht gutmüthiger Mensch gewesen seyn," sagte Otto.

"Am 4. Januar 1493 lichtete man die Anker und erblickte am 6ten die Pinta wieder. Sie ward eingeholt, und Pinzon entschuldigte sein langes Außenbleiben mit dem schlimmen Wetter. Ungeachtet dieser nichtssagenden Ausflucht verzieh ihm doch der Admiral. Nach seinem Berichte hatte er mehrere Häfen besucht, seine Waare gegen Gold vertauscht, davon eine Hälfte für sich behalten, und die andere unter das Schiffsvolk vertheilt. Auch bei dieser Ungebührniß sah Kolumbus durch die Finger, und beide Caravellen setzten den Weg miteinander fort. Pinzon hatte von dem Vorgebirge Punta Roxa vier Indianer entführt."

„Ach das war grausam,“ riefen die Kinder zusammen, „Kolumbus hatte die Insulaner auf seinem Schiffe mit Erlaubniß des Königs und in einer guten Absicht mitgenommen.“

„Hört nur,“ fuhr der Vater fort: „Kolumbus befahl, daß Pinzon die gefangenen armen Indianer sogleich in Freiheit setzten mußte. Beim Herumfahren um Domingo hielt man in den Hafen Porto Platta an, und setzte etliche Matrosen an's Land, welche auf einige Haufen bewaffneter Wilden stießen. Durch Mißverständnisse wurden zwei derselben mit dem Säbel verwundet. Dieses war das erste Blut, welches durch die Spanier in der neuen Welt vergossen ward. Der Kazike der Gegend war bald versöhnt, und beschenkte den Admiral mit einer goldenen Krone.

„Der schlechte Zustand der Schiffe bestimmte den Admiral, unverzüglich nach Europa zu gehen. — Man entdeckte noch viele kleine Inseln; aber man achtete es nicht der Mühe werth, sie weiter zu untersuchen. Bis zum 12. Februar ging Alles gut. Beide Caravellen mochten ungefähr 500 Meilen zurückgelegt haben, als sie plötzlich von einem der heftigsten Stürme befallen wurden, der den ohnedieß baufälligen Caravellen den Untergang drohte. Man sah mit jedem Augenblick den Tod vor Augen, und Kolumbus fürchtete nicht sowohl seines Lebens wegen, als vielmehr den Verlust seiner gesammelten Nachrichten, und die Fruchtlosigkeit seiner mühevollen Reise. Um einer gänzlichen Vergessenheit vorzubeugen, verzeichnete er das Wichtigste von seinen Entdeckungen auf Pergament, verschloß es mit einem

Siegel, wickelte es erstlich in gewichste Leinwand, hernach in Wachs, und verwahrte es in einem wohlverwahrten Fäßchen, nebst einer Aufschrift an den König in Spanien. Dieses Faß warf er in die See, in der Hoffnung, daß, wenn auch die Mannschaft beider Schiffe umkäme, doch dieses Fäßchen einem Seefahrer in die Hände fallen, oder an ein Ufer treiben würde."

„O das war sehr klug," sagte Wilibald.

„Seine Leute erfuhren von der Ursache dieses Verfahrens nichts, sondern meinten, das Einwerfen des Fäßchens sey ein, aus den Religionsgebräuchen entlehntes Mittel gegen den Sturm, der sich zufällig bald darauf legte. Der Sturm hatte indeß die beiden Caravellen getrennt, und man glaubte nicht anders, als die Pinta sey zu Grunde gegangen. Am 15ten landete man bei den Azoren, wo es viel Verdruß mit dem portugiesischen Befehlshaber gab, der nichts Geringeres versuchte, als den Admiral, nebst seiner Mannschaft, gefangen zu nehmen. Kolumbus vernichtete diesen Anschlag bloß durch seine Standhaftigkeit. Am 2. März setzte er die Reise weiter fort, erlitt einen zweiten Sturm nnd schwebte zwei Tage lang in Todesgefahr. Endlich lief man in den Hafen von Cintra ein. Der König von Portugal nahm den Admiral sehr höflich auf und gab ihm alle mögliche Beweise seiner Achtung, ungeachtet einige seiner Hofleute sich erboten, den kühnen Seehelden aus dem Wege zu räumen, und seine Papiere in Beschlag zu nehmen.

„Johann II. wies das Anerbieten mit Abscheu zurück und befahl dagegen den vornehmsten Herrn seines

Hofes, den verdienstvollen Mann auf's Beste zu bewirthen. Er selbst gab ihm auch eine zweimalige Audienz und beschenkte ihn reichlich. Auch die Königin machte Kolumbus zu Villa Franka seine Aufwartung und ward mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Hierauf ging er am 13ten unter günstigem Winde unter Segel und lief am 15ten, an einem Freitage, — denselben Wochentag, an welchem er am 3. August 1492 ausgelaufen war — in den Hafen zu Palos wieder ein. Er hatte innerhalb 7½ Monat ein Werk ausgeführt, wozu er wahrscheinlich selbst Jahre verwenden zu müssen geglaubt hatte.

„Seine glückliche Ankunft erweckte eine unbeschreibliche Freude. Ohne, daß es eines Befehls vom Hofe bedurfte, wurden zu Palos alle Kaufläden geschlossen, alle Glocken geläutet und dem Admirale beim Aussteigen aus der Caravelle königliche Ehre erwiesen. Alles dieses verminderte indessen seine Bescheidenheit nicht im mindesten. Vor allen Dingen schrieb er an Ferdinand und Isabelle — und stattete einen genauen Bericht von seiner Reise ab. Die Pinta, welche der Sturm von ihm getrennt hatte, war zu Bayonna eingelaufen, und Pinzon eilte nach Barcellona, wo sich der Hof aufhielt, um dem Kolumbus zuvorzukommen; allein er ward nicht vorgelassen, welches ihn dermaßen verdroß, daß er bald darauf starb. Dagegen ward Kolumbus eingeladen, vor beiden Majestäten zu erscheinen, welches er auch ohne Zeitverlust mit den sieben Indianern, die er am Bord hatte, bewerkstelligte. Sein Zug war ein Siegesgepränge. Alle Straßen und

Wege erschollen von freudigem Zurufen und aus jedem bewohnten Orte lief Jung und Alt dem Mann entgegen, der den Eingang in eine neue Welt geöffnet hatte. Um der Mitte des Aprils erreichte er Barcellona.

„Man empfing ihn auf eine, seinen Verdiensten angemessene Weise. Alle Hofleute kamen ihm, unter dem Gefolge einer unzählbaren Volksmenge, weit entgegen. Der Zug ging in folgender Ordnung bis an den Pallast. Zuerst gingen die sieben Indianer. Nach ihnen sah man Kronen und Goltbleche, viele Ballen Baumwolle, Kisten voll Pfeffer, Papageien, die man auf Röhren von 25 Fuß Länge trug, ausgestopfte Seeungeheuer, und allerlei Gattungen vierfüßiger Thiere und unbekannte Vögel. Der König, die Königin und der Kronprinz empfingen den Admiral außerhalb des Palastes unter einem kostbaren Thronhimmel, mitten unter dem glänzendsten Hofstaate. Kolumbus mußte auf einem Stuhle vor der königlichen Familie Platz nehmen und mit lauter Stimme seine Schicksale erzählen. Dieses that er auf eine so edle und anständige Weise, daß Alles darüber entzückt wurde, und als er geendet hatte, fiel nach dem Beispiele des Königs und der Königin, Jedermann auf die Knie, und dankte der Vorsehung mit heißen Thränen.

„Seit diesem merkwürdigen Tage hatte der König allemal, so oft er sich in der Stadt sehen ließ, seinen Prinzen zur rechten und Kolumbus zur linken Hand. Dem Beispiele des Königs folgte der Hof, und der Unterkönig von Indien (Kolumbus) genoß alle ersinn-

liche Ehre. Die Brüder Kolumbus, Bartholomäus und Diego, erhielten den Titel „Don", nebst einem prächtigen Wappen, ungeachtet beide außer Landes lebten. Sieben Monate verweilte Kolumbus zu Barcellona. Während dieser Zeit wurden die sieben Indianer im Christenthume unterwiesen und hernach getauft. Der König, die Königin und der Kronprinz vertraten selbst die Pathenstelle, und zwei derselben wurden unter dem Hofstaate aufgenommen. Kolumbus erhielt einen neuen Bestallungsbrief, die alten Patente wurden bestätiget, und man beeilte sich, so viel man konnte, eine neue Flotte auszurüsten, die in den angefangenen Entdeckungen weiter fortfahren, und der neue Unterkönig von Indien, d. i. Kolumbus, wieder anführen sollte."

„O diese Erzählung interessirt mich ungemein," sagte Wilibald.

„Und uns nicht minder," setzte Otto und Bertha hinzu.

„Mich freut es sehr, daß Kolumbus so ausgezeichnet wurde für seine Mühe und erlittenen Unfälle," fügte Wilibald bei.

„Ihr werdet bald hören," antwortete der Vater, daß Kolumbus noch gar viele Kränkungen zu ertragen hatte und man ihn zuletzt mit Undank lohnte."

Diese Worte des Vaters machten die Kinder auf die Fortsetzung dieser Geschichte um so begieriger.

„Als der Admiral sich vom Hofe beurlaubte, wurde ihm erlaubt seine zwei Söhne als Edelknaben am Hofe zu lassen; damit sie eine dem jetzigen Stande des Vaters gemäße Erziehung erhielten.

„Hierauf begab er sich nach Sevilla, wo er die Flotte, die er anführen sollte, in einem beinahe segelfertigen Stande traf. Sie bestand aus 17 Schiffen, die insgesammt mit Geschütze und Kriegsvorrathe gut versehen waren. Auch hatte man eine große Menge Pferde, allerlei Eisenwerk, Werkzeuge zum Bergbaue, Handelswaaren, Weizen, Reiß und Gartengesäme an Bord gebracht.

„Eintausend fünfhundert Freiwillige, unter welchen sich eine Menge junger Edelleute befand, erwarteten den Admiral mit einer eben so heftigen Begierde nach Golde als nach Ehre.

„Endlich lief die Flotte am 25. September 1493 aus der Bai zu Kadix aus und bekam bereits am 2ten Oktober die große Kanarieninsel zu Gesichte. Außer dem frischen Vorrathe, von dem man sich hier versorgte, nahm man noch Kälber, Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner an Bord. Alle in Amerika befindlichen Thiere dieser Art, stammen von denselben ab. Schon am 24ten, nachdem man 450 Seemeilen zurückgelegt hatte, merkte man, daß man wieder dem neuentdeckten Erdtheile nahe sey. Man entdeckte die neuen Inseln Dominika, Marigalante und Guadalupe. Auf der letzten erblickte man ein Stück von einem Schiffe, das in Europa gebaut zu seyn schien. Außerdem sahe man Gänse und Papageien, von der Größe eines Haushahns. Weiterhin entdeckte man die Eilande Monserat und Portoriko, und am 27. Novbr. warf man in der Einfahrt des Hafens Porto Real vor St. Domingo Anker. Einige Abgeordnete von Guacanagari

begrüßten den Admiral und brachten Geschenke. Auf die Frage, warum sich keiner der zurückgelassenen Europäer sehen lasse, antworteten sie sehr zweideutig, daß einige derselben gestorben, andere sich verheirathet und tiefer in's Land gegangen wären. Einige Tage nachher fand man zwei todte Körper, deren einer eine Schnur vom Baste um den Hals hatte. Die Arme lagen ausgestreckt und die Hände waren gleichsam kreuzweise an zwei Pflöcke gebunden. Man konnte aber nicht genau erkennen, ob es Spanier oder Indianer wären. Doch schöpfte man aus dem allen Verdacht, und ahndete von dem Schicksale der Zurückgebliebenen nicht viel Gutes, ließ aber sich nichts merken. Indeß vermehrte sich das Mißtrauen, als man am folgenden Tage die angelegte Schanze gänzlich zerstört fand. Von den Spaniern ließ sich nicht ein Einziger sehen, und die nächsten Dörfer stunden leer. Beim Nachgraben an einigen verdächtigen Stellen fand man 7—8 Leichen, die man an der Kleidung für Spanier erkannte."

„Das wäre das Schrecklichste!" rief, tief ergriffen, Bertha.

Als die Sonne schon gesunken war, und tiefes Dunkel über den Rhein herrschte, verließ die Gesellschaft den Garten, und der Vater sagte:

„Morgen die Fortsetzung!"

Achzehnter Abend.

Die Frage: was ist aus den Zurückgelassenen geworden? beschäftigte die Kinder unaufhörlich und sie konnten kaum die Zeit erwarten, in welcher gewöhlich der Vater in der Gartenlaube erschien.

„Der ersehnte Augenblick kam, und der Vater begann also auf folgende Art: „Während man sich mit Muthmaßungen über alle diese seltsamen Erscheinungen beschäftigte, erschien der Bruder des Indianer-Königs Guacanagari, welcher berichtete, daß nach der Abreise des Admirals große Unordnungen unter seinen Leuten eingerissen wären, und daß diese die Eingebornen abscheulich mißhandelt hätten. Sie hätten sie ihres Goldes beraubt, und die ärgsten Schändlichkeiten vor ihren Augen begangen. Der Kazike Kaonabo sey endlich gegen sie ausgezogen, und habe sie bis auf den letzten Mann todt geschlagen. Auch habe dieser die Festung in Brand gesteckt.

„Ungeachtet Kolumbus Ursache hatte, an der Echtheit dieses Berichtes zu zweifeln, so stellte er sich doch, als glaube er demselben unbedingt. Er wies daher die gewaltthätigen Anschläge seiner Offiziere gegen die Indianer mit Klugheit zurück und bewies ihnen, daß man den Guacanagari müsse suchen zum Freunde zu behalten, wenn man sich auf der Insel behaupten wolle. Er machte sogleich demselben einen Besuch und erhielt ein Geschenk von hundert Goldplatten, eine Krone von demselben Metall und drei Kalebassen (Kürbisse) voll Goldkörner, welches zusammen zweihundert Pfund an Gewicht betrug.

„Vor allen Dingen mußte man wieder einen festen Sitz anlegen und es entstand nun hier die erste Stadt, die den Namen Isabella erhielt. Allein bald darauf gerieth man entweder, weil man die Lebensmittel nicht genug zu Rathe gehalten hatte; oder weil sie sonst verdarben, in große Noth. Nächstdem veranlaßte die unaufhörliche Arbeit, die Abmattung von der Reise, die ungewohnte Lebensart und die erstaunliche Hitze sehr gefährliche Krankheiten. Der Admiral, der sich am wenigsten scheute, war einer der ersten, der sich unwohl befand. Dennoch gab er, ungeachtet er mehrere Tage im Bette bleiben mußte, die nöthigen Befehle, und drang auf deren Vollziehung. Da er bemerkt hatte, daß der Durst nach Golde Alle ohne Ausnahme beherrschte, so suchte er sie besonders durch große Versprechungen anzufeuern, und es gelang ihm, sie lange damit hinzuhalten. Endlich aber, als er besorgen mußte, daß ihr Muth sinken möchte, beschloß er, die Aufsuchung der Goldgruben von Cibao nicht länger aufzuschieben; und weil er dem Zuge nicht selbst beiwohnen konnte, so trug er die Untersuchung dem Alphonso von Geda auf. Zwar fand dieser viele Hindernisse, aber man entdeckte doch fast bei jedem Schritte Andeutungen zu großen Hoffnungen. Die indianischen Wegweiser fanden vor ihren Augen Goldkörner im Sande. Ojeda sammelte einen ziemlichen Vorrath davon, und nahm den Rückweg nach Isabella, um damit den halbverhungerten Spaniern neuen Muth einzuflößen.

„Diese Umstände hielt der Admiral für bequem,

die Flotte, nebst den mancherlei Schätzen, nach Hause zu schicken. Er behielt von den siebenzehn mitgebrachten Schiffen nicht mehr, als zwei, und drei Caravellen. Ja, einige Mißvergnügte wollten gar noch mit zwei Caravellen nach Spanien segeln. Als die Ruhe in der Pflanzstadt hergestellt war, machte Kolumbus sich selbst nach den Goldgruben auf den Weg. Was man suchte fand man über Erwartung reichlich. Nicht nur die Berge enthielten Gold, sondern auch die Flüsse. Nachdem Kolumbus eine Schanze errichtet hatte, trat er seine Rückreise an und wunderte sich nicht wenig, als er bei seiner Rückkunft die vor zwei Monaten ausgesäten Früchte in voller Reife antraf.

„Die Melonen waren vortrefflich, die Gurken waren innerhalb zwanzig Tagen herangewachsen und das Getreide hatte bereits Aehren. Alles keimte innerhalb drei Tagen und in drei Wochen waren die meisten Früchte reif. Dessen ungeachtet litte man Hunger; denn der mitgebrachte Vorrath ging zu Ende; und dieselbe Wärme und Nässe, welche das Wachsthum so trefflich beförderten, verursachten zu gleicher Zeit das Verderben der europäischen Lebensmittel. Da es besonders am Mehle zu fehlen begann, so mußte man sich entschließen, Mühlen zu bauen, eine Arbeit, die viele Kräfte erforderte. Kolumbus sah sich genöthiget, auch die Edelleute anzustellen. Diese aber wollten nur Gold und Ruhm erwerben und erregten deßhalb einen Aufruhr, den aber der Admiral hart ahndete. Bald nachher fuhr er auf neue Entdeckungen aus; und die Frucht seiner Bemühungen war die Insel Jamaika, an deren

Küsten er am 1. Mai 1494 landete. Hier berechnete der Admiral, daß er von Kadix aus 75 Grade der Länge, oder 1125 Meilen durchstrichen habe, welche nach der Zeit einen Unterschied von fünf Stunden ausmachten. Nachdem er mehrere Stürme überstanden hatte, kam er wieder nach St. Domingo zurück. Hier traf er seinen ältern Bruder Bartholomäus, den er seit 13 Jahren nicht gesehen hatte. Er führte drei Schiffe mit Lebensmitteln bei sich, und erregte damit ungemeine Freude. Leider waren sie aber bald aufgezehrt, und die Noth trat von Neuem ein. Ueberdieß machten sich die Soldaten durch ihre Räubereien die Indianer zu Feinden, und so sahen sie sich von allen Seiten bedrängt. Zuletzt brach wieder ein Aufruhr aus, und die Urheber desselben bemächtigten sich der Schiffe des Bartholomäus und fuhren damit nach Spanien, um dort den Admiral anzuschwärzen. Unterdessen erbitterten die Spanier durch ihr schlechtes Betragen die Indianer immer mehr, so daß sich alle Kazikèn zu einem allgemeinen Angriffe vereinigten. Nothgedrungen mußte Kolumbus ihnen vorzukommen suchen. Zu dem Ende ernannte er seinen Bruder Bartholomäus zum Generallieutenant von Indien, um ihm durch diesen Titel mehr Ehrerbietung zu verschaffen. Er selbst zog nun aus gegen die feindlich gesinnten Kaziken. Der Uebelgearteste war Kaonabo, den man durch List in die Hände bekam und nach Spanien sendete. Ein Sturm ergriff aber das Schiff, auf welchem er sich befand, und nicht nur er, sondern die ganze Mannschaft ward von den Wellen verschlungen. Bald nachher

liefen vier Schiffe, mit Lebensmitteln beladen, ein. Der Befehlshaber derselben überreichte dem Admiral ein Schreiben von dem Könige und der Königin von Spanien, in welchem sie ihre völlige Zufriedenheit mit seinen Diensten bezeigten. Um einen ordentlichen Briefwechsel zwischen der sogenannten alten und neuen Welt zu errichten, ward festgesetzt, daß von beiden Seiten alle Monate eine Caravelle abgeschickt werden sollte. Unterdessen war wegen der Wegführung des Karnabo die ganze Insel in Aufruhr gerathen, welches aber den Kolumbus wenig bekümmerte. Denn was wollten die nackten und schlecht bewaffneten Wilden gegen die bekleideten und gut bewaffneten Spanier ausrichten! Die ganze streitfähige Mannschaft der Spanier belief sich nicht höher als auf 200 Mann, welche der Admiral mit 20 Kettenhunden verstärkte, indem er hoffte, es würde ihr Beißen und Bellen den großen nackten Schwarm der Feinde nicht weniger schrecken, als der Säbel und die Muskete."

„Pfui, das ist nicht menschlich!" sagte Bertha.

„Da hast Du wohl recht", entgegnete der Vater. „Diese Handlung gereicht jetzt noch dem Kolumbus zur Schande."

„Am 24. März 1495 zog er aus Isabella. Das indianische Heer soll aus 100,000 Mann bestanden haben. Es war unverzüglich angegriffen und bald geschlagen.

„Die armen Insulaner hatten meist keine andern Gewehre, als ihre Hände, und waren überdieß an blutige Gefechte nicht gewöhnt. Sie erschracken entsetz-

lich, als das Schießgewehr ganze Glieder wegraffte, und die langen spanischen Degen wohl vier Mann auf einen Stoß durchbohrten, als sie von den Pferden niedergerennt und von den Bluthunden bei der Kehle gepackt und sogleich gewürgt oder doch zu Boden geworfen und jämmerlich zerfleischt wurden. Die Wahlstatt war in kurzer Zeit mit Todten bedeckt und die Uebrigen nahmen die Flucht. Im Verfolgen machte man eine große Anzahl Gefangener."

„Ach, die armen Indianer"!! riefen Otto und Bertha.

„So durchstreifte man zehn Monate lang das Land, setzte Alles in Furcht und Schrecken, und erhielt so viele Siege, als man Treffen lieferte. Zuletzt hielten es die Kaziken für das Beste, sich zu ergeben.

„Nach ihrer Unterwerfung legte ihnen der Admiral eine Abgabe auf. Die Nachbarn von den Erzgruben sollten alle drei Monate ein kleines Mäßchen Gold für jeden Kopf bezahlen, alle Uebrigen aber 25 Pfund Baumwolle liefern. Manikader, der vornehmste Urheber des Aufruhres mußte überdieß noch monatlich ein großes Maaß Goldes, von 150 Thalern am Werthe, liefern. Einige Völkerschaften, die sich nicht unterwerfen wollten, flohen in die Gebirge und ließen den Maisbau liegen, um die Spanier durch den Hunger zum Abzuge zu zwingen, welches ihnen auch zum Theil gelang. Die Eroberer von St. Domingo verfielen in kurzer Zeit in die ärgste Hungersnoth und mußten von den eckelhaftesten Dingen leben. Dafür wurden aber die armen Indianer in allen

Schlupfwinkeln aufgesucht und ohne Barmherzigkeit erwürgt. Sie selbst litten nicht weniger vom Hunger, und so ging innerhalb weniger Monate der dritte Theil der Einwohner durch Hunger und Krankheit und durch die Waffen der Spanier zu Grunde."

„Ach, das sind doch recht grausame Menschen gewesen!" sagte Wilibald.

„Während dieses in Amerika vorging, kamen die Anführer Boyl und Margareta in Spanien an, und erhoben über den Admiral und seine zwei Brüder die heftigsten Klagen bei Hofe.

Sie schrien die Entdeckung für bloße Erdichtung aus. Den Kolumbus beschuldigten sie der Unbesonnenheit, des Geizes und der Grausamkeit. Einige mitgebrachte Briefe, die der Regierung vorgelegt wurden, führten dieselbe Sprache. Bei der beßten Gesinnung des Hofes fing derselbe doch an zu schwanken und beschloß, um die Wahrheit zu erforschen, einen Bevollmächtigten nach St. Domingo zu senden. Johann von Aguado, ein ehrsüchtiger Mensch, ward zu diesem Geschäfte erwählt. Dieser unwürdige Mensch dehnte seine Vollmacht viel weiter aus, als er sollte, und behandelte bei seiner Ankunft den Admiral und seine Brüder sehr unartig. Seine Vollmacht wurde unter Trompetenschall ausgerufen, und Jeder ohne Unterschied konnte mit seinen Klagen hervortreten. Je schwerer sie waren, eine desto größere Freude machten sie dem aufgeblasenen Richter. So schimpflich diese Behandlung war, um desto gefaßter ertrug sie der Admiral. Er begegnete seinem Widersacher mit der größ-

ten Ehrerbietung und ertrug dessen Uebermuth mit bewundernswerther Geduld. Auch im Aeußern bezeugte Kolumbus seine Niedergeschlagenheit, indem er sich Haare und Bart wachsen ließ, und in einem Trauerkleide umher ging. Als aber die ganze Untersuchung beendet war, erklärte er, daß er selbst nach Spanien reisen und sich dort vertheidigen werde. Zum Glück für ihn entdeckte man noch mehrere reichhaltige Goldgruben, deren Schätze am nachdrücklichsten für ihn sprechen konnten."

Als sich auf einmal ein heftiger Wind erhob, der die Gesellschaft zwang den Garten zu verlassen, sagte der Vater: „Morgen sollt Ihr die Fortsetzung von dem weitern Schicksale des Kolumbus hören."

Neunzehnter Abend.

Am folgenden Abende wurde die Erzählung des vorigen Tages wieder aufgenommen, und der Vater fuhr fort:

„Am 10ten März 1496 gingen beide Caravellen, die, auf welcher sich Aguado, und die, auf welcher sich der Admiral befand, nach dem Mutterlande zu, unter Segel. Der Admiral ließ auf die Seinige 220 der ärmsten und gebrechlichsten Spanier aus der Pflanzstadt einschiffen, und brachte sie durch seine gute Begegnung dahin, daß sie sich anheischig machten, ihm gegen Aguado auf's Kräftigste beizustehen. Die Reise war sehr langweilig und beschwerlich, weil man da-

mals die Fahrt aus Amerika nach Europa noch nicht recht zu leiten verstand.

„Erst am 11ten Juni entdeckte man zum erstenmal Land. Es war das Vorgebirge St. Vinzent, und schon am folgenden Tage lief man in den Hafen zu Kadix ein, wo man drei, mit Mund- und Kriegsvorrath für St. Domingo beladene, Schiffe segelfertig fand. Kolumbus schrieb mit dieser Gelegenheit an seine Brüder, die er für sich zu Regenten ernannt hatte, und ertheilte ihnen verschiedene Verhaltungsbefehle. Zu Borgos traf er den König und die Königin, welche ihn mit vielem Wohlwollen aufnahmen und von den Anklagen gegen ihn nicht das Geringste gedachten.

Voll Freuden über einen solchen Empfang, welcher seinen Feinden zum größten Schimpfe gereichte, legte er eine Erzählung von seinen Entdeckungen ab, und schlug ihre Fortsetzung vor. Er verlangte acht Schiffe. Zwei davon sollten Mund- und Kriegsvorrath nach Isabella schaffen, zwei aber unter seiner Anführung bleiben. Alles ward genehmigt, und ihm noch außerdem 300 Mann verwilligt. Ueberdieß schlug der Admiral vor, der bessern Bevölkerung wegen, alle Missethäter, die den Tod verschuldet hätten, nach St. Domingo zur Anlegung einer neuen Pflanzstadt zu schicken. Ein Vorschlag, der ebenfalls genehmigt ward, der aber in der Folge viel Unheil verursachte.

Als Bartholomäus zu St. Domingo die glückliche Ankunft seines Bruders in Spanien erfuhr, schöpfte er frischen Muth und schickte die Schiffe mit neuen Schätzen und 300 aufrührischen Indianern ohne Ver-

zug zurück. Der Hof wurde dadurch immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß Kolumbus ihm sehr nützlich wäre, und man beeilte sich daher um so mehr, ihn bald in den Stand zu setzen, daß er neue Unternehmungen beginnen und ausführen könnte.

„Also wollte Kolumbus eigentlich seine dritte Reise beginnen?" fragte Otto. Der Vater bejahete dieses, und fuhr fort:

„Um recht bald das Aufblühen der neuen Pflanzstadt St. Domingo, die bereits in des Admirals Abwesenheit angelegt war, zu befördern, drang derselbe ohne Unterlaß auf die baldige Ausrüstung seiner Flotte in den spanischen Häfen. Allein es legten ihm gerade die, welche sich zuvor am meisten für ihn zu interessiren geschienen hatten, die meisten Hindernisse in den Weg, so daß er auf die Gedanken kam zu glauben, daß man seinen Eifer und seine Standhaftigkeit ermüden wolle.

Der König und die Königin waren weit davon entfernt, ihm zuwider zu seyn; sie überhäuften ihn vielmehr mit Gnadenbezeugungen. Unter andern ertheilten sie ihm die Vollmacht, sich auf St. Domingo eine Landschaft von 50 Meilen in die Länge und 25 in die Breite für sich auszuwählen, und sich den Titel eines Herzogs beizulegen. Doch Kolumbus verbat sich diese Gnade, um nicht die Mißgunst der spanischen Grandes noch mehr zu reizen. — Endlich war die Flotte unter tausendfachen Zögerungen zu Stande gekommen, so daß der Admiral den 30ten Mai 1498 mit sechs Schiffen in See gehen konnte. Drei davon

sendete er mit Lebensmitteln beladen, geraden Weges nach St. Domingo, um der neuen Pflanzstadt bald zu Hülfe zu kommen. Er selbst beschloß, auf neue Entdeckungen auszugehen. Er segelte daher bei der Insel Ferro und bei den Eilanden des grünen Vorgebirges vorbei, und warf den 27ten Juni vor St. Jago die Anker, um hier einiges Vieh an Bord zu nehmen. Da aber unter seinen Leuten bösartige Krankheiten ausbrachen, so ging er ohne Verzug weiter. Am 13ten befand man sich auf der Höhe von 5 Grad Nordbreite. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und die Hitze so groß, daß das Theer schmolz und das Wasser aller Orten in die Schiffe drang. Die Lebensmittel verdarben, der Speck tröpfelte, und der Wein wallete kochend aus den aufgesprungenen Tonnen. Dennoch wollte Kolumbus, so krank er war, noch weiter nach Süden steuern. Am 22ten rief der Matrose auf dem Mastkorbe: Land! Man erkannte es für eine Insel und gab ihr den Namen: Dreifaltigkeit, weil sie sich in der Gestalt eines Berges mit drei Spitzen zeigte. Man setzte einiges Volk an's Land, und der Admiral selbst begab sich dahin, um etwas auszuruhen. Indem er so hingestreckt lag, trat ein Indianer ganz zuversichtlich zu ihm, nahm ihm sein karmoisinenes Baret vom Kopfe, bedeckte sich damit und setzte dagegen dem Kolumbus seine goldene Krone auf, die er trug. Man muthmaßte, daß es der Kazike der Insel seyn müßte. An eben diesem Tage kam ein großes Kanot mit 25 jungen Indianern an das Schiff. Ihr Gewehr bestand aus Bogen, Pfeileu und Schilden. Um sie in Ehrer-

bietung zu erhalten, ließ der Admiral einige Büchsen losbrennen, welche sie so in Schrecken setzten, daß ihnen die Ruder aus den Händen fielen. Man zeigte ihnen allerlei europäische Tändeleien; aber sie blieben bestürzt. Den 6ten August erschien ein Kanot mit fünf Indianern, deren Fahrzeug ein Windstoß umstürzte, so daß sie sich mit Schwimmen retten mußten. Vier davon wurden aufgefangen, und mit Schellen und Glaskorallen beschenkt. Nach einigen Tagen umschwebten eine ganze Menge Kanots die spanischen Schiffe. Die darin befindlichen Indianer trugen Goldplatten, von der Größe eines Hufeisens, am Halse."

„Da wird die Spanier eine Lüsternheit befallen haben!" meinte Wilibald.

„Du hast nicht falsch geurtheilt," entgegnete der Vater. „Die Indianer gaben auch willig die Platten für die europäischen Schellen hin. Dem Admiral und seinen Leuten wurde bei diesem vortheilhaften Tausch die Zeit freilich nicht lang; aber es mangelte bald an Schellen, welche man durch anderes Spielzeug zu ersetzen suchen mußte. Die Kanots erschienen scharenweise, und brachten ohne Unterschied Gold, theils in Platten, theils in Körnern. Unter den letztern befand sich ein Stück von der Größe eines Apfels. Auch die Weiber ließen sich sehen, deren Arme über und über mit Perlenschnüren behangen waren. Auf die Frage, woher sie alle diese Schätze bekämen, zeigten sie die Muscheln vor, in welchen sie wuchsen, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß man diese nach Westen zu, hinter dem Vorgebirge Lapa, fände. Weil es an Lebensmitteln

sowohl als auch an Schellen fehlte, so setzte man diese Reise weiter fort, und machte mancherlei Entdeckungen. Da die Unpäßlichkeit des Admirals zunahm, so beschloß er nach St. Domingo zurück zu gehen. Mancherlei unangenehme Nachrichten störten indeß die Freude des Admirals. Denn zu geschweigen, daß die Pflanzstadt St. Domingo durch Mangel und Uneinigkeit in betrübte Umstände gerathen war, so hatten auch die drei Schiffe, die er bei den Kanarien-Inseln vorausschickte, sich noch nicht eingefunden. Die Stürme, deren Gewalt die Seeleute damals noch nicht kannten, hatten sie über 170 Meilen weit vor dem Hafen St. Domingo vorbeigeführt. Der Mangel an Lebensmitteln brachte eine allgemeine Gährung hervor, die der Rebell Roldan noch dadurch vermehrte, daß er den Schiffen die Lebensmittel abnahm und sich und seinen Leuten damit gütlich that. Der Admiral wendete alle Mittel an, die Rebellen zu ihrer Pflicht zurückzubringen; aber Roldan war weder durch Güte noch Strenge zu bewegen, und der Admiral sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, den Hof von dem Unwesen zu benachrichtigen und sich zweckmäßige Verhaltungsbefehle zu erbitten. Zugleich bat er um einige Mönche, welche die Insulaner im Christenthume unterrichten könnten. Dabei beschwerte er sich bitter über die freiwilligen Spanier, welche auf der Insel lauter liederliche Streiche verübten und den Gesetzen trotzten. Mit den nach Spanien zurückkehrenden Schiffen schickte er 170 Perlen und mehrere Goldstangen ab. Es kam indeß zwischen dem Admiral und den Rebellen zu einem offe-

nen Kriege, der damit endete, daß die letztern geschlagen, und viele derselben gefangen wurden. Kolumbus ließ mehrere von ihnen an den Zinnen der Festung aufhängen. Im Mutterlande arbeiteten eine Menge Mißvergnügter an dem Sturze Kolumbus und seiner Brüder.

„Aber da werden sie nichts ausgerichtet haben," sagte Otto.

„Ihr wißt, daß bösen Menschen kein Mittel zu schlecht und keines zu heilig ist, um ihre Absichten zu erreichen. Ja es glückte ihnen nur zu gut, die Kolumben beim Volke verhaßt und beim Könige verdächtig zu machen. Erblickten sie die Söhne des Admirals, welche noch als Edelknaben in der Königin Diensten standen, so schrien sie:

„Seht da die Kinder des Verräthers, welcher neue Länder entdeckt hat, um den spanischen Adel darin umkommen zu lassen! Der König, der den Kolumben nicht unbedingt gewogen war, wurde durch diese und ähnliche Ränkeschmiedung bald umgestimmt, und die Königin ward nach und nach von dem Strome mit fortgerissen. Sie beschloß daher, dem Admiral, die ihm verliehene Macht wieder zu nehmen. Niemals hat sie einen Entschluß gefaßt, den sie mehr zu bereuen Ursache gehabt hätte. Bei mehrerer Ueberlegung und Mäßigung würde sie bald vernommen haben, daß der Admiral endlich jeden Samen des Aufruhrs im Keime erstickt, und daß er in weniger als drei Jahren die Einkünfte der Krone Spaniens um 60 Millionen vermehrt haben würde.

„Unter diesen widrigen Umständen bewirkten die Beschuldigungen des Ojeda vollends den Fall des Admirals. Um seiner Absetzung einen Schein des Rechtes zu geben, ließ man bekannt machen, Kolumbus habe selbst einen ersten Verwalter der Gerechtigkeit verlangt u. s. w. Der König und die Königin glaubten, alle ihren Absichten angemessene Eigenschaften in der Person des Ordensgebieters Franz von Bovadilla anzutreffen. Allein sie hatten sich in der Wahl sehr geirrt; denn Bovadilla war ein ehrsüchtiger, eigennütziger und grausamer Mann.

„Er langte den 23. August 1500 vor St. Domingo an, als Kolumbus sich auf einer andern Insel befand.

Bei Erblickung der beiden Caravellen, auf welchen Bovadilla sich dem Lande näherte, ließ Diego Kolumbus, der in Abwesenheit seiner Brüder das Kommando führte, Erkundigung von ihm einziehen, und wünschte besonders zu erfahren, ob nicht einer von des Admirals Söhnen auf einem von den beiden Schiffen sey. Bovadilla zeigte sich selbst am Borde der einen Caravelle und meldete dem Anfrager, daß er im Namen Ihrer Majestäten gekommen sey, als Intendant (Oberaufseher) der Justiz wider die Aufrührer zu verfahren, und alle diejenigen zu züchtigen, die ihre Gewalt gemißbraucht hätten.

„Am Morgen, den 24., kam er in die Stadt und zog die, mit dem königl. Siegel bezeichneten, Briefe hervor, die der Versammlung laut vorgelesen wurden. Es waren diejenigen, welche ihn zum Intendanten der

Justiz ernannten. Hierauf wendete er sich an Don Diego und verlangte im Namen Ihrer Majestäten, daß man ihm alle Gefangenen, die wegen Empörung im Kerker säßen, ausliefern sollte. Don Diego antwortete, er könne sich dazu nicht verstehen, indem ihm dieselben vom Admiral übergeben worden wären, dessen Gewalt unstreitig über die des Justiz-Intendanten erhaben wäre. Bovadilla erwiederte, daß er ihm bald zeigen würde, daß er und seine Brüder ihm gehorchen müßten. Am 25. des Morgens ließ er andere offene Briefe im Beiseyn der ganzen Kolonie vorlesen, die ihn zum General-Statthalter der Insel und des festen Landes der neuen Welt mit unumschränkter Macht erklärten. Da Diego der wiederholten Aufforderung, die Schlüssel zu den Gefängnissen auszuliefern, nicht Folge leistete, ließ Bovadilla die Truppen der Citadelle, die er bald zu gewinnen wußte, unter Gewehr treten, und rückte auf die letztere los und bemächtigte sich der Gefängnisse mit Gewalt.

„Der Admiral, welcher von dieser Veränderung bald Nachricht erhielt, hörte die erste Zeitung davon ziemlich ruhig an. Denn er glaubte nicht anders, als das Bovadilla ungefähr ein Abentheuerer, wie Ojeda, sey, den er sich ohne große Schwierigkeit vom Halse schaffen würde. Seine Vollmacht wird sich nicht weiter erstrecken, als die des Aguado.

Als aber Kolumbus vernahm, daß sich Bovadilla zum Meister von der Festung gemacht und die gesammten Truppen an sich gezogen habe, sah er die Sache mit andern Augen an. Dennoch war er fest entschlossen,

sich seiner Macht als Admiral und Unterkönig nicht zu vergeben, sondern Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Als ihm aber der königliche Schatzmeister Valasquez ein Schreiben des Königs und der Königin überreichte, in welchem ihm ausdrücklich anbefohlen ward, allen dem Glauben beizumessen, was Bovadilla ihm sagen würde, ward er anderes Sinnes und reis'ete sogleich nach St. Domingo ab."

Da Bertha über Zahnschmerzen klagte, so verließ man für heute die Laube. An der Gartenthüre blieb der Vater stehen und sagte:

„Seht, das eilende Geschäft der Aernte ruht so still um uns her in den nachterfüllten Thälern, über welchen dort noch des Mondes blasse Sichel schwermüthig am Gebirge hängt."

Zwanzigster Abend.

Der ganze Garten stand noch von der Sonne hell beleuchtet, als sich die gewöhnliche Abendgesellschaft in der Laube versammelte. Und der Vater sprach: „Heute sollt Ihr von der seitherigen Erzählung den Schluß hören. Daß Kolumbus nach St. Domingo segelte, um das Weitere von Bovadilla zu vernehmen, habe ich Euch gestern bereits gesagt. Um alle Soldaten und Kolonisten auf seine Seite zu ziehen, bezahlte Bovadilla alle rückständige Besoldungen, und machte zugleich bekannt, daß Jeder, der den Bergbau treiben

wollte, dem Könige nur den zehnten Theil abgeben sollte. Jeder Mißvergnügte durfte seine Klage unbedingt anbringen, und alle, auch die unwahrscheinlichsten, wurden angenommen. Unter Allen, die verhört wurden, fand sich nicht Einer, der zu Gunsten des Admirals gesprochen hätte. Kolumbus wunderte sich nicht wenig, als er bei seiner Ankunft zu St. Domingo vernahm, daß Bovadilla sich in sein Haus gelegt, sich seiner Papiere bemächtigt, und sein Geräthe, seine Pferde, sein Gold und Silber eingezogen habe, unter dem Vorwande, diejenigen zu bezahlen, die noch Forderungen hätten. Als man ihm aber gar sagte, daß sein Bruder Don Diego, ohne alle Formalitäten gefangen genommen, auf ein Schiff gebracht und dort mit Ketten belegt worden sey, ging seine Verwunderung in Staunen über. Und ehe er noch Zeit hatte, sich über das Wie und Warum dieser Gewaltthätigkeiten Aufklärungen geben zu lassen, sahe er sich selbst aufgehoben und auf die Citadelle gebracht, wo er mit Fesseln an den Füßen belegt wurde."

(Hier fuhren die Kinder zusammen über die Schmach, die dem verdienstvollen Manne begegnet, und über die abscheuliche Undankbarkeit, die man an Kolumbus an den Tag legte.)

„Auch ich," sagte die Mutter, „halte die Eifersucht gegen einen Mann, den die katholischen Könige zu den obersten Würden erhoben hatten, und der der spanischen Monarchie so viele Ehre machte, für grausam und abscheulich." Der Vater fuhr fort: „Bovadilla's Grausamkeit fand den ungetheilten Beifall der

Spanier auf der Insel, weil sie es gerne sahen, daß sie von einem Befehlshaber befreit wurden, der ihren Ausschweifungen Einhalt that, und ihre Bedrückungen der armen Insulaner beschränkte. Selbst diejenigen, die ihr ganzes Glück dem Admiral verdankten, begingen die Niederträchtigkeit, mit lügenhaften Beschuldigungen, gegen ihn aufzutreten. Er litt seinen Unfall und alle Demüthigungen, die man ihm zufügte, mit derjenigen Standhaftigkeit, die den Hauptzug in seinem Charakter ausmacht. Die Stärke seines Geistes, die ihn nie verließ, erschien bald in einem neuen Glanze. — Es war nämlich wahrscheinlich, daß Kolumbus zweiter Bruder Bartholomäus, welcher noch in Freiheit war, nichts schonen würde, um seine Brüder aus den Händen eines Mannes zu reißen, von dem Alles zu fürchten war. Bovadilla, der diese Gefahr sah, schickte dem Admiral den Befehl zu, er sollte an seinen Bruder schreiben, daß er nicht nur keinen der strafbarsten Missethäter hinrichten, sondern auch selbst eiligst nach St. Domingo kommen sollte. Der Admiral that es, und fügte die dringendsten Bitten hinzu, seinen Bruder zu vermögen, daß er nicht außen bleiben, sondern sein Unglück theilen möchte. „Unsere Zuflucht, so schrieb Kolumbus an seinen Bruder, ist unsere Unschuld. Wir werden nach Spanien geführt werden. Was haben wir für ein größeres Glück zu verlangen, als daß wir uns dort rechtfertigen können?" Auf den Rath seines Bruders stellte' sich Bartholomäus wirklich ein, ward, wie die beiden Brüder, in Ketten gelegt und auf das Schiff

gebracht. Dagegen begnadigte man die Aufrührer Roldan, Guevara und ihre Anhänger. Ein so ungezügelter Zorn verursachte, daß man wegen des Lebens der drei Brüder fürchtete."

„Bovadilla mußte ein Tyrann gewesen seyn," sagte Wilibald.

„Ihr Prozeß begann, und nur zu gern würde sich Bovadilla dreier Feinde entledigt haben, deren dereinstige Rechtfertigung seinen Sturz herbeiführen mußte, wenn er nicht gefürchtet hätte, seine Kühnheit zuweit zu treiben, indem er drei so berühmte Männer tödtete. Er begnügte sich daher damit, bloß das Todesurtheil über sie auszusprechen, und nach Spanien abführen zu lassen. Dort, so erwartete er, würde sein Urtheil durch Vorschub seiner Parthei bestätiget werden. Die drei Gefangenen waren ihres Schicksals wegen nicht ohne Unruhe und der Hauptmann Vallejo, der das Schiff des Admirals führte, mußte demselben die stärksten Versicherungen von der Wahrheit seiner Aussage geben, daß er ihn nach Spanien zu führen beauftragt sey, ehe er ihm glaubte. Als man aus dem Hafen fuhr, wollte der edle Vallejo den drei Brüdern ihre Ketten abnehmen; der Admiral aber verweigerte dieß und schwur, daß er sie nicht anders als auf Befehl des Königs und der Königin, ablegen wolle. Ein Pilot (Steuermann), Namens Andreas Martin, den das Unglück des Admirals tief erschütterte, schlich sich heimlich aus dem Schiffe, und eilte, dem Hofe seine Briefe zu überbringen, ehe man die Nachricht von seiner Ankunft daselbst erhalten konnte.

„Der König und die Königin staunten beiderseits über die Keckheit des Bovadilla, der es hatte wagen können, seine Macht so weit auszudehnen, und zu Gewaltthätigkeiten zu greifen, durch welche sich ihre Majestäten für entehrt hielten. Sie schickten auf der Stelle einen Befehl ab, augenblicklich die drei Brüder zu befreien, und ihnen tausend Thaler auszuzahlen, damit sie nach Granada, wo sich der Hof aufhielt, kommen können. Hier empfingen sie dieselben mit ausserordentlichen Mitleids- und Gnadenbezeugungen, und die Königin ertheilte dem Kolumbus auf Verlangen eine geheime Audienz. Er warf sich ihr zu Füßen, und blieb eine lange Zeit mit thränenden Augen und einer durch Seufzer erstickten Stimme liegen. Die vortreffliche Fürstin hieß ihn aufstehen. Er sprach nun auf's Rührendste von seinem Eifer im Dienste der spanischen Krone, von dem Zeugnisse, daß ihm sein Gewissen gäbe, und von der Bosheit seiner Feinde, welche bloß der Neid über seine Erhebung antriebe, ihn als einen Verbrecher darzustellen. Die Königin schien durch seine lebhafte Rede, die von Herzen kam, sehr gerührt. Sie konnte selbst eine Zeitlang nicht sprechen. Nachdem sie sich endlich gefaßt hatte, sagte sie mit vieler Sanftmuth: „Ihr sehet, wie ich über Euer widriges Schicksal bewegt bin; ich werde nichts unterlassen, Euch dasselbe vergessen zu machen. Ich kenne die Dienste, die Ihr dem Staate erwiesen habt, und werde sie noch ferner belohnen. Eure Feinde sind mir nicht unbekannt, und ich habe die Kunstgriffe eingesehen, die sie anwenden, Euch zu stürzen. Allein

verlaßt Euch auf mich." — Kolumbus erkannte aus dieser Rede mehr, als ihm die Königin zu verstehen geben wollte. Dem Hofe blieben indessen die Bedrückungen, deren sich Bovadilla zu Schulden kommen ließ, nicht verschwiegen, und seine Zurückberufung ward, als eine Genugthung, die man dem Kolumbus schuldig zu seyn glaubte, beschlossen.

„Dieß war wohl etwas zur Vergütung des erlittenen Unrechts, aber trotz aller seiner Rechtfertigung beraubte man Kolumbus doch seiner Gewalt, die er auf Hispaniola gehabt und die man ihm durch feierliche Verträge vormals zugesichert hatte. Diesen Undank des spanischen Hofes konnte er nicht vergessen; er nahm die Ketten, mit denen man ihn nach Europa geführt hatte, allenthalben mit und zeigte sie als den Lohn seiner tausendfältig bestandenen Gefahren. Bei aller Bitterkeit aber, die sich seines Herzens bemächtigt hatte, verfolgte er doch immer seinen Zweck, noch mehrere Entdeckungen zu machen und um ihn zu erreichen, schmeichelte er selbst dem Hofe, der ihn so tief gekränkt hatte. Gleichwohl erlangte er nur mit vieler Mühe vier Barken, mit denen er im Jahre 1502 seine vierte Reise antrat, und gewiß hätte er selbst diese nicht bekommen, wenn nicht de Portugiesen, die reiche Entdeckungen gemacht hatten in Ostindien, den Neid des spanischen Hofes gereizt hätten. Mit diesem elenden Geschwader stach Kolumbus, schon gewohnt, keine Gefahr zu scheuen, und allen Schwierigkeiten zu trotzen, in die See. Sein Bruder Bartholomäus und sein zweiter Sohn, Ferdinand, begleiteten ihn,

und nach einer langen gefährlichen Reise entdeckten sie Guanaia, eine Insel. Schon wollte er die erste Pflanzstadt auf dem festen Lande von Amerika anlegen; allein die Unbändigkeit seiner Gefährten, die nur immer Gold wollten, erlaubte es nicht. Sie beleidigten die Eingebornen, zwangen sie zu thätlicher Widersetzlichkeit und trieben es so weit, daß sie davongejagt wurden. Nun hatte der arme Kolumbus auf's neue mit Stürmen, Blitz, Donner und jedem Ungemach zu kämpfen. An der Küste von Jamaka litt er Schiffbruch, seine Schiffe wurden dergestalt zu Grunde gerichtet, daß sie gar nicht mehr herzustellen waren; nahe der Verzweiflung entdeckte er nur in seinem Genie noch ein Rettungsmittel. Er bat mit Sanftmuth und Güte die Inwohner um Kähne und sie erfüllten seinen Wunsch; aber was waren das für Fahrzeuge? Ausgehöhlte Baumstämme (Kanots), so ungestaltet und schlecht, daß sie kaum den Namen eines Boots verdienten, und mit diesen sollte von Hispaniola her Hülfe geholt werden. Einige steuerten unter unermeßlichen Beschwerlichkeiten dahin; allein acht Monate lang baten sie vergebens um Beistand, indessen Noth, Elend und Mißgeschick sich wie Berge über dem Kolumbus und seine Gefährten herwälzten. Die Seeleute empörten sich nun öffentlich und droheten ihrem Führer den Tod, als dem Urheber aller ihrer Leiden. Aller seiner Bitten ungeachtet entflohen sie. Auch die Indianer wurden über den langen Aufenthalt der Spanier mißmuthig und alles schien für die letzteren verloren. Da schaffte Kolumbus Geist wieder Rath.

Höret: Kolumbus wußte, daß bald eine gänzliche Mondsfinsterniß eintreten würde, und nichts hätte ihm gelegener kommen können; denn da die Indianer die natürliche Ursache dieser Erscheinung nicht kannten, so nützte er ihren Aberglauben und drohte ihnen göttliche Strafen, wofern sie die Spanier, als die Geliebten des Himmels, noch ferner beleidigen würden, wovon sie in der nächsten Nacht an dem sich verfinsternden Mond sogleich die Probe sehen würden. Die Finsterniß trat ein, und die abergläubige Menge floh bestürzt in ihre Hütten. Nur Kolumbus Zusage, daß er bei dem großen Geist für sie bitten wolle, und da die Finsterniß wirklich vorüber ging, beruhigte sie. Von diesem Augenblicke an war er wenigstens von dieser Seite sicher und konnte auf alle Gefälligkeiten rechnen. Dieser Einfall gefiel den Kindern sehr wohl, und Wilibald sagte:

„Ein großer Geist weiß doch stets Mittel zu schaffen, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen."

„Endlich kam der Tag der Erlösung. Kolumbus stillte alle Empörungen, erhielt Schiffe und erreichte glücklich Hispaniola. Nun erhielt er eine Nachricht, die ihn fürchterlich darniederschlug und das Maaß seines Elends voll machte; seine Gönnerin, die Königin Isabella von Spanien, war gestorben, und mit ihr alle Hoffnungen einer fernern Unterstützung und Belohnung. Er mußte sich nun entschließen, den Abend seines Lebens mit Bitten an König Ferdinand zu verschwenden, der ihm immer mehr entgegen, als förderlich gewesen war. Unter diesen trüben Um-

ständen schwand seine Gesundheit, die so außerordentliche Beschwerlichkeiten auf den langen und gefährlichen Seereisen gelitten hatte; er war des Undanks der ihn am Hofe verfolgte, müde, und abgemattet durch die ungeheuern Drangsale, die so viele Jahre auf ihn losgestürmt hatten, unterlag endlich der muthvolle Held, der so oft Stürmen und Aufrührern getrotzt hatte, und endete sein thätiges Leben zu Valadolid am 20. Mai 1506 im 59. Jahre seines Lebens, in einer Gemüthsverfassung, die der Größe seines Charakters gemäß war, voll frommer Empfindungen und mit derjenigen Hochachtung für die Religion, die er bei jedem Vorfall seines Lebens bewährt hatte. — Dieser große Mann hatte, wie Ihr vernommen, wenig vergnügte Tage auf Erden, aber ungemein viele Leiden und Widerwärtigkeiten zu bekämpfen. Bald schien ihn das Glück auf die höchste Stufe zu heben, bald stürzte es ihn wieder in den schauerlichsten Abgrund. Großmuth, Seelenstärke, tiefdringender Verstand, Unerschrockenheit, Vorsichtigkeit und Geistesgegenwart zeichneten ihn vor Tausenden aus. Von ungeheuchelter Gottesfurcht gab er oft die überzeugendsten Beweise. Seine Zeitgenossen verkannten ihn, aber der Name Kolumbus wird nie vergessen werden.

„Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, nach St. Domingo geführt, und soll später nach Cuba gebracht worden seyn. Die Fesseln, die er getragen hatte, wurden mit in sein Grab gelegt.“

„Männer,“ sagte Wilibald, „welche sich um ihr

Vaterland große Verdienste erworben haben, werden von den Nachkommen geehrt.“

„Aber,“ setzte der Vater bei, „noch größern Anspruch auf dankbare Verehrung der Nachwelt haben diejenigen Männer, welche nicht bloß um ihr Vaterland, sondern um die ganze Menschheit sich hohe Verdienste erwarben. Kolumbus Name lebt ewig in den Büchern der Weltgeschichte und in dem Andenken aller Menschen, die das Große und Gute zu schätzen wissen; wogegen der Name stolzer Eigensüchtler in den Wogen der Zeit untergeht.“ —

Hier schwieg der Vater. Die junge Gesellschaft blieb noch eine Zeit lang nachdenkend sitzen, bis endlich der Vater sich anschickte den Garten zu verlassen.

Wilibalds Abreise vom elterlichen Hause.

Für Wilibald, der ein Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte, trat jetzt jene Lebensperiode ein, die für einen Jüngling meistens entscheidend ist. Der Vater würdigte die Neigung seines Sohnes und bestimmte ihn zu dem Geschäfte eines Kaufmannes, wozu er ihm seit längerer Zeit im Rechnungswesen Unterricht gab. Triest war der Ort, den man zu seiner weitern Ausbildung bestimmte. Er sollte nun hinwandern in eine unbekannte Welt und zu fremden Menschen, auf sich allein stehend, ohne einen andern Rathgeber, als den seines eigenen Herzens und seiner wenigen Erfahrung.

„Vom elterlichen Hause aus erhielt er eine vortreffliche Erziehung. Wilibald war ein herzensguter Jüngling und liebte seine Eltern auf's innigste. Und obgleich er sich sehr schwer von ihnen trennte, so freute er sich des neuen Verhältnisses, weil es ihn dem Ziele seiner Berufsbestimmung näher führte, und dieß auch der Wunsch seiner Eltern war.

Demnach wurde der Tag zur Abreise festgesetzt, und der Abschied vom elterlichen Hause erschien. Rührend war die Scene, als der fromme Vater Gutmann dem Sohne noch seinen väterlichen Segen gab und ihm die Furcht Gottes empfahl, die der Anfang aller Weisheit und der Grund aller wahren Glückseligkeit sey; als die zärtliche Mutter mit Thränen im Blick ihn ermahnte, sich vor dem Leichtsinne der Jugend zu hüten, und stets Gott vor Augen und ihm Herzen zu behalten; als die liebende Bertha den theueren Bruder in die Arme schloß, und vor Schluchzen nicht reden konnte; als endlich der Bruder Otto ihn küßend die Hand bot und ermunterte, auch künftig so unbescholten und redlich zu bleiben, und ihn zu lieben wie bisher. — Wilibald versprach alles Gute und gelobte, durch untadelhafte Aufführung, seinen Angehörigen Ehre und Freude zu machen. — Als nun das Abschiednehmen sich endlos verlängerte und gar nicht aufhören wollte, da sagte der Vater, eine Thräne vom Auge wischend: „Geschieden muß es einmal seyn, der Wagen steht schon drüben am Ufer; was halten wir ihn noch lange auf, und machen ihm das Herz so schwer? Lebe wohl, mein lieber Wilibald, Gott sey mit Dir! Sey gut und fromm!“

Plötzlich riefen auch die Uebrigen: „Lebe wohl, Gott sey mit Dir!" — Da riß sich Wilibald, dem fast das Herz vor Wemuth brach, aus ihren Armen, und eilte die Treppe hinab, um an das Ufer zu kommen und mit dem bereitstehenden Wagen abzufahren.

Wunderbar war ihm zu Muthe, als er abfuhr, hundertmal noch sah er hin nach dem väterlichen Hause. Die Vergangenheit dämmerte vor seiner Seele in undeutlichen Umrissen. Ihn erheiterten die abwechselnden Formen der schönen Gegend, und die lieblichen Reize der Natur erquickten ihn immer mit neuem Zauber. Weit empor zur heitern Höhe erhob sich von ihrem harten Bette die holde Sängerin der Flur, die treue Lerche und brachte ihrem Schöpfer und Erhalter im wirbelnden Liede ihren reinen, ungeheuchelten Morgendank, — und durch Aeols weiten Ocean schiffte, leicht und froh, die rege Schwalbe. Er fuhr den ersten Tag bis in die dunkle Nacht. Der Mond schien hell. Es war etwas Feierlich-Anmuthiges, längs den Gebirgen hiuzufliegen, deren Wälder und Gipfel in scharfen Umrissen ihre Zacken nnd Hörner am reinen Himmel darstellten. — Als er nach einigen Tagen in Triest ankam, schrieb er folgenden Brief an seine Eltern.

Triest, am 10. Mai 1840.

Geliebteste Eltern!

Am 8. Mai kam ich wohlbehalten in Triest an. Den ersten Besuch stattete ich Hrn. Kaufmann Reichberg ab, in dessen Dienste ich mich nun befinde. Es

war bereits Abendzeit, als ich hinging, und Reichberg war gerade auf seinem Zimmer. Ich übergab ihm mit höflichem aber ungezwungenem Anstande den von Vater mitgegebenen Brief. Er erbrach ihn stillschweigend und las ihn bedächtlich durch; sodann stellte er mehrere Fragen an mich, die ich ihm ohne Verlegenheit beantwortete. Nach einer kleinen Pause sagte er mir: „Betrachten Sie mein Haus als eineu Ort, wo Sie ganz auf den Fuß eines Freundes werden behandelt werden. Ich setze auch in Sie mein Vertrauen, und begehre das nämliche von Ihnen. Sie haben brave Eltern und ich ehre in ihnen ihren Sohn. Zu arbeiten werden Sie zwar genug bekommen, doch werde ich nie vergessen, daß Sie auch eine Erholung nöthig haben. Hüten Sie sich vor bösen Gesellschaften und Ausschweifungen, wenn Sie auf meine Freundschaft etwas halten.“

Eben so gerührt als verwundert über diese liebevolle Anrede konnte ich nicht sogleich zu Worten kommen. Es war etwas Edles in seiner Gestalt, so daß ich volles Vertrauen zu ihm fassen konnte. Ich empfahl mich und ging tiefgerührt aus dem Zimmer in die mir nunmehr angewiesene Schlafstätte, mit dem ernstlichen Vorsatze, Reichbergs Hoffnungen und Ermahnungen nach Kräften zu entsprechen. — Geliebteste Eltern! unaufhörlich denke ich an die Augenblicke, die ich bei Ihnen zugebracht habe und fühle jetzt erst, wie viel Freude sie mir gewährten. Ich suche mich über diesen Verlust dadurch zu trösten, daß ich recht fleißig meinem Geschäfte obliegen werde. Ja, liebe und gute

Eltern, ich will bei meiner einstigen Rückkehr Ihnen zeigen, daß ich Ihrer Sorge und Zärtlichkeit noch würdiger geworden bin. Die Briefe, die ich von Ihnen erhalten werde, lese ich recht oft wieder, sie sollen mir ein Sporn seyn, Ihre Lehren gewissenhaft zu befolgen. Seyen Sie versichert, daß ich von ganzem Herzen an Sie denke, daß ich den Himmel bitte, Ihnen eine vollkommene Gesundheit zu gewähren und mir Ihre Liebe zu erhalten. Leben Sie wohl, lieber Vater, liebe Mutter, ich umarme Sie und meine beiden Geschwisterte tausend und tausendmal und bin zeitlebens

Ihr

dankbar gehorsamer Sohn

Wilibald.

Ungemein große Freude erregte der Inhalt dieses Briefes im väterlichen Familienkreise, und in frommen Gebeten dankte der Eltern entzücktes Herz der Vorsehung für dieses glückliche Loos ihres Sohnes.

Wilibalds Verhältnisse und neue Bestimmung.

Zur Vermehrung der Annehmlichkeiten der Lage Wilibalds trug auch der Umstand bei, daß alle Jünglinge im Hause Reichbergs, mit welchen er arbeitete und zusammenlebte, wohlgesittet und gutartig waren, denn rohe oder schlechte Bursche wurden gar nicht im Hause gelitten; sobald einer in den Ruf der Ausschwei-

fung oder Liederlichkeit kam, wurde er ohne Rücksicht entlassen. An Arbeit fehlte es freilich nicht, aber sie ließ mit geordnetem Fleiße stets auf die Zeit sich fertigen, und Wilibald verrichtete die ihm aufgetragenen Geschäfte mit halber Mühe, weil er sie unter gleichgesinnten, gutartigen Mitgehülfen versah, und sie einem Herrn leistete, der seine Leute mit der größten Humanität behandelte. Auf Stunden der Arbeit folgten auch Stunden der Erholung und des Vergnügens. Sie bekamen von Zeit zu Zeit Erlaubniß, das Theater zu besuchen, ein für Wilibald bisher unbekanntes Vergnügen. Wilibald war deßwegen voll Rühmens in seinen Briefen, die er nach Hause schrieb, zur Freude seiner Eltern uud Geschwisterte. Bei all diesen Annehmlichkeiten fand Wilibald noch überdieß Gelegenheit, seine Kenntnisse ungemein zu vermehren, wegen der ausgebreiteten Handelsverbindungen des Hauses Reichberg. Er faßte Alles schnell auf, kombinirte die Umstände mit Leichtigkeit, und entwickelte seine Talente so glücklich, daß er bald in den wichtigsten Dingen gebraucht werden konnte, und fast alle übrigen Jünglinge des Hauses an Geschicklichkeit nnd Geschäftsgewandtheit übertraf. — Seinem Herrn, der stets ein wachsames Auge auf ihn warf, blieb dieß nicht verborgen. Weil er nun in Wilibalds Redlichkeit ein eben so großes Vertrauen setzte als in dessen Brauchbarkeit, so kam es, daß er ihn öfters in Angelegenheiten des Hauses reisen ließ. Anfangs waren es nur benachbarte Städte und Länder in Nord-Teutschland, wohin er ihn schickte; als er aber sah, wie treu und klug er

Alles besorgte, so sandte er ihn auch in auswärtige Gegenden mit wichtigen Aufträgen. Auf solche Weise gesah es, daß Wilibald schon im vierten Jahre bedeutende Reisen machen mußte. Von allen diesen Reisen kam er nicht nur gesund wieder zurück, sondern Alles, was man ihm anvertraut hatte, war immer auf's Beste besorgt. Durch diese Reisen gewann er außerordentlich an Bildung, und Geschäftsgewandtheit, und erwarb sich auch einiges Vermögen, weil ihm immer gestattet war, zugleich einige Geschäfte für sich selbst zu machen. Er war heiter und aufgeweckt, obgleich ein gewisser Ernst sich unverkennbar auf seinem Gesichte spiegelte. Er war groß und schlank, seine Stellung sicher, seine Gesichtsbildung schön und anziehend, und die unverdorbene Jugend glühte auf seinen Wangen. In seinen Mußestunden widmete er sich eifrigst der französischen und englischen Sprache und konnte sich schon gut darin ausdrücken. In diesen glücklichen Verhältnissen vergaß er auf Gott nicht, und seine, ihm vom Vater tief eingeprägten, Grundsätze waren:

Wer Gott hat, hat Alles. Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen.

Begebenheit im Vater Gutmanns Hause.

Vater Gutmann setzte seine täglichen Abendunterhaltungen belehrenden Inhalts mit Otto und Bertha auch nach Wilibalds Abreise noch fort, und die schönsten Hoffnungen der Eltern hatten auf ihren Kindern

geruht; in ihnen der Erde fortzuleben, war ihr einziger Wunsch, ihr tägliches Gebet. Am herrlichsten bewegte sich die Phantasie der Kinder in den erhabenen Regionen der Religion; und auf diesen heiligen Wegen begegnete ihnen der fromme Vater am liebsten, als ihr treuer Führer zum ewigen Vaterlande. So hatte die Familie Gutmann lange in ihrer Zurückgezogenheit, stets geistig und körperlich thätig, fortgelebt, als eines Abends Vater Gutmann über Unwohlseyn klagte. Und als er den größten Theil der Nacht schlaflos zubrachte und des folgenden Tages aufstehen wollte, fühlte er sich so entkräftet, daß er wieder auf's Bett zurücksank. Da er sich aber um die gewöhnliche Zeit nicht beim Frühstück einstellte, eilten Mutter und Tochter ahnungsvoll in das Schlafzimmer des Vaters. Ach! wie erschracken sie, als sie den Vater so entkräftet fanden! Es war Altersschwäche, denn er zählte bereits 79 Lebensjahre. Schweigend und wehmüthig sah der gute Mann sie an, und sein sonst so helles Auge war trübe. — Die Mutter schickte unverweilt zu einem benachbarten Arzte, und saß unabläßig mit unaussprechlicher Angst an des Vaters Bette. Bertha und Otto gingen ab und zu, und die Augen standen ihnen immer voll Thränen. Der Mittag war bereits weit vorgerückt, als der Arzt im Hause Gutmanns ankam. Es war ein trauriger Anblick, den guten Vater so auf dem Lager zu erblicken, zu sehen, wie die besorgte Gemahlin den erwarteten Retter mit stummen Schmerz dem Kranken zuführte, und wie die beiden Kinder erwartungsvoll am Bette standen und vor Schluchzen

nicht reden konnten. Der Arzt untersuchte die Krankheit und verordnete die nöthigen Heilmittel. Er tröstete die Familie und ging mit dem Versprechen, morgen in aller Frühe wieder zu kommen. Der Vater lag in einer fortwährenden Schwäche. Die Nacht über wachten Mutter und Tochter bei seinem Bette. Unter unermüdeter Verpflegung des Kranken verging die traurige Nacht. Für die würdige Familie Gutmann waren dieß trübe Tage. Der Vater schwebte in sichtbarer Todesgefahr. Der Arzt kam jeden Tag und gab sich alle Mühe den Vater zu retten; allein mit sichtbarer Gewalt und Schnelligkeit griff die Krankheit um sich. Deßhalb zweifelte selbst der Arzt zuletzt an der Wirksamkeit seiner Kunst, unterließ übrigens nicht, der Familie Muth einzusprechen und sie zur Hoffnung zu ermuntern. Aber ach, wie oft wollte dieser Trost nicht anschlagen, wie oft gaben sie ihren guten Vater für verloren; wie fühlten sie ihr Herz von den peinlichsten Empfindungen und Vorstellungen zerrissen, wenn er so liebevoll wehmüthig sie anblickte, und dann dabei so innig den Namen „Wilibald“ mit matter Stimme aussprach! Das ergriff sie dann mit neuer Qual, und machte ihnen den Gedanken an Trennung und Tod noch fürchterlicher. Rührend waren dann oft die Lobpreisungen der Barmherzigkeit Gottes, und der Tröstungen des Glaubens, und bewunderungswürdig war die sich immer gleich bleibende Kraft der Ergebung. „Reicht mir die Tröstungen unserer heiligen Religion,“ sprach er leise, „denn ich fühle es täglich, daß meine Denkkraft durch meine Krankheit allmählig zerstört wird

und zum Blödsinne herabsinken könnte." — Und als der Priester erschien, wurde dieser heilige Akt zur größten Erbauung der Familie vollzogen.

Traurige Nachricht und Heimreise.

Wilibald lebte in Triest in ungestörter Zufriedenheit, und stand eben im Begriffe im Auftrage seines Herrn eine Geschäftsreise nach Hamburg anzutreten, als sich eine Begebenheit zutrug, die seine bisherige so glückliche Lage nothwendig verändern mußte. Er erhielt durch die Post einen Brief von seiner Schwester Bertha, folgenden Inhalts:

Lieber Wilibald!

Unter des Lebens mannigfaltigen Mißgeschicken ist eins der härtesten die Zerstörung der Gesundheit.

Du weißt noch, lieber Bruder, wie nahe unser guter Vater vor fünf Jahren dem Tode war, als er an einem Nervenfieber krank lag. Seit dieser Zeit hat er sich nicht wieder ganz erholt. Er ist, leider! gegengenwärtig bettlägerig, was uns in die größte Unruhe versetzt. Der Arzt schmeichelt uns zwar mit der Hoffnung, daß es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit sey; allein die Tröstungen des Arztes fließen nicht immer aus eigener Ueberzeugung, und können um so weniger uns ganz beruhigen, als das hohe Alter des Kranken, die schnelle Abnahme seiner Kräfte und an=

dere bedenkliche Umstände unsere Besorgnisse schärfen. Ich darf daher diese traurige Nachricht nicht länger zurückhalten. Eile, liebster Bruder, so schleunig als möglich, hieher; dieses wünscht der Kranke, dieß wünscht Deine Mutter, die in Angst vergeht, und dieß wünscht Dein Bruder Otto und

Deine

traurige Schwester Bertha.

Das war für Wilibald ein Donnerschlag, und Thränen entstürzten seinen schönen blauen Augen. Er las die Worte: „Eile, so schleunig, als möglich, hierher," mehrmal. — Tiefgerührt ward auch Herr Reichberg, als ihm Wilibald den Brief mit dieser Hiobspost übergab und um die Erlaubniß zur Heimreise ansuchte, welche ihm sogleich zugesagt wurde. —

Während Wilibald auf der Heimreise sich befand, hat sich in seines Vaters Hause Vieles verändert. — Zusehends verschlimmerte sich der Zustand des guten Vaters, und sein Lebensende war da. Leise und schwach sprach er: „Nach diesem Kampfe überstehe ich Alles! Ach, bald — bald wird Alles überstanden seyn! O Wilibald! —"Wo ist Otto und Bertha?" Und als beide vor seinem Bette erschienen, streckte er seine schwachen Hände über sie und sagte mit gebrochener Stimme: „Kinder, betet und arbeitet! Gott sey mit Euch! Dieser Segen ist Alles, was ich Euch hinterlasse!" — Jetzt faßte er seine Frau krampfhaft bei der Hand, hob die eine Hand gegen Himmel, bewegte die Lippen, als wollte er seinen Segen wiederholen und — starb.

Als das schöne Licht jenes theuren Lebens verlöscht war, knieten alle Umstehenden nieder und beteten unter heftigen Weinen und Schluchzen. — Man denke sich den Schrecken und Schmerz der Mutter und Kinder! Wie vernichtend der erschütternde Anblick für sie gewesen, als sie die letzten Worte des sterbenden Vaters hörten:

„Kinder, betet und arbeitet! Gott sey mit Euch!"

Diese Worte ließen in den Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck zurück.

Kaum war die Dämmerung des nächsten Tages angebrochen und die Sonne hinter den waldichten Anhöhen niedergesunken, als Wilibald im elterlichen Hause anlangte. Welch Trauerscene wartete seiner! An der Hausthüre kam ihm Otto mit verweinten Augen entgegen und reichte ihm schweigend die Hand. Wilibald's erstes Wort war: „Wie steht es mit unserm guten Vater?" Otto umarmte ihn und konnte kaum stammeln: „Mit ihm stets es wohl. Ihm ist's gut ergangen!"

„Gut ergangen?" rief Wilibald mit einem Tone des Schreckens und Schmerzens, der durch Leib und Seele ging; also ist er bereits gestorben?" —

„Ich kann Dir's nicht verbergen, guter Bruder! ja unser Vater ist heimgegangen, um seinen Lohn jenseits zu empfangen," erwiederte Otto, und fing bitterlich zu weinen an. Als Wilibald die Stiege hinauf kam und in das Zimmer trat, kamen ihm Mutter und Schwester mit Jammern und Weinen entgegen. „Ach, Wilibald! wir haben Vieles verloren! O, mein guter Mann! O, unser lieber Vater!" So riefen sie

abwechselnd voll Schmerzgefühl, und Wilibald fiel der Mutter lautweinend um den Hals; dann frug er: „Wo haben sie die theure Leiche hingelegt? Führen Sie mich zu dem guten mir ewig unvergeßlichen Vater, und lassen Sie mich den im Tode noch sehen, welchen ich lebend nicht mehr sehen sollte.“ — Man führte ihn in ein Zimmer des untern Stockes — da lag der gute Mann ausgestreckt auf dem Lager, die Augen geschlossen, starr und blaß; doch sprach sich in der Miene noch jener fromme Sinn aus, der ihn im Leben beseelt hatte. — Wilibald stand erst schweigend und ehrfurchtsvoll, dann aber, von Schmerz ergriffen und überwältigt, fiel er über die Leiche her mit Küssen und Thränen, dann kniete er, fromm die Hände faltend, nieder, und betete im Stillen. Neu gestärkt und getröstet erhob er sich. Alle gingen in die Wohnstube zurück, und verloren sich in lange Gespräche über den Vollendeten; hundert Scenen aus seinem musterhaften Leben wurden wiederholt, und die Erzählung brachte einigen Trost und Ruhe in die Seelen der Leidtragenden. —

Nun rückte der Tag der Beerdigung heran. Die dumpfen Trauerglocken ertönten und der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Dumpf und hohl tönte es nun aus dem tiefen Grabe, als der Sarg vorsichtig hineingesenkt wurde, und einzelne Erdschollen, ihm in die Tiefe nachrollend, tönten schauerlich herauf. Als nun der Priester eine Schaufel ergriff und etwas Erde darauf brachte, als er sie allmählig mit den Worten hinunterrollen ließ: „Empfange, Muttererde, im Namen

des Allmächtigen auch diese irdische Hülle!" da durchtönte ein tiefer, lauter Schmerzens-Laut die Luft. Bald verschloß das Grab die Hülle des Verewigten. Eine wehmüthige traurige Stille, von Schluchzen unterbrochen, herrschte. Am Grabe sprach unter andern der Priester: „Schon in jener Zeit, wo sich Alles so günstig für ihn zu gestalten anfing, ertönte ein ferner leiser Ruf des Todesengel, dessen Flügel von da an zwar langsam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauschte, bis er, fünf Jahre später, den guten Vater seiner Familie entzog. Nicht genug konnte ich die Stärke der Seele bewundern, welche der Sterbende bei der fühlbaren Annäherung des Todes zeigte. Immer war er mir als einer der Auserwählten seines Geschlechtes erschienen, zuletzt erschien er mir als einer von dem Geiste Gottes Erfüllter, der alle irdischen Fesseln abgestreift, und sich mit allen seinen Gedanken, Gefühlen und Hoffnungen zum Himmel erhoben hatte."

Die Mutter und die Kinder weinten jetzt mit gefalteten Händen zu Gott auf. — Ehe sie das Grab verließen, reichte Wilibald allen fremden Anwesenden stillschweigend dankend für die Leichenbegleitung seines Vaters die Hand.

Des folgenden Tages begab sich die trauernde Familie allein zur Grabesstätte des Hingeschiedenen, um da ihr frommes Gebet zu verrichten. „Fünf und zwanzig Jahre," hob die Mutter an, „sind mir an Deiner Seite, guter Mann, verflossen, und kein Tag ver-

strich, an dem Du nicht mir diese Erde in ein Paradies zu verwandeln bemüht warst. Seliger Geist eines ewig beweinten Gatten," flüsterte sie, und hob Augen und Hände gegen Himmel. „Vater dieser geliebten Kinder, wo Du auch weilen mögest, gib uns Deinen Segen!"

„Also war es keine leere Ahnung," sagte Wilibald, „als Du bei meinem Abschiede von Deinem nahen Ende sprachst, und so feierlich und ernst mich entließest?"

Am nächsten Abende gingen Alle in die Gartenlaube, und blickten traurig hin auf den Platz, wo so oft der gute Vater saß. Mit Thränen in den Augen sagte Wilibald:

„Hier saß der Vater, frommer Begeisterung voll, wenn er des Schöpfers ewiges Walten uns enthüllt' und in unsere Seele Liebe zu Gott und zur Tugend weckte.

„Mich hatte auf meiner ganzen Heimreise eine schmerzliche Ahnung geängstiget; aber das hatte ich nicht vermuthet, was ich bei meiner Ankunft hier sehen mußte!

„O Gott! die feierliche Abschiedsstunde,
Des frommen Vaters freudiges Gesicht,
Die letzten Worte aus des Theuern Munde:
Sey gut und fromm! vergeß' ich ewig nicht."

Auf den Spitzen der Grashälmchen spiegelten sich schon die Strahlen des Vollmondes, als sie wehmüthig die Laube verließen. In dem Kelche des Vergißmeinnicht, — das einmal Bertha neben dem

Eingange in die Laube gepflanzt hatte, — blinkten ein paar heimliche Perlen, als hätten auch diese süßen Blümchen eine Thräne der Erinnerung geweint.

Wilibald nahm nach acht Tagen von der Mutter und seinen Geschwisterten den herzlichsten Abschied und kehrte nach Triest zurück.

Grabesstille herrschte nun in Gutmanns Hause, und Schmerz und Trauer waren lange die einzigen Gefühle, deren die Familie fähig war. Die milde Hand der Zeit, die alle Wunden heilt und selbst die Schmerzen der Trostlosigkeit in mildere Trauer, und endlich in sanfte Wehmuth verwandelt, übte auch hier ihr wohlthätiges Recht. Die Mutter und die Kinder vergassen zwar den Verblichenen nie, und weinten seinem Andenken manche stille Thräne; aber der Stachel des ersten Schmerzes war abgestumpft.

„Betet und arbeitet!" Dieser Segen ruhte auf den drei Kindern, als sie von ihres Vaters Grabe zurückkehrten, und — er hat sie durch ihr ganzes Leben begleitet. Sie wurden gut und anständig versorgt, waren glücklich und von Jedermann, der sie kannte, lieb und werth gehalten. — Die Mutter, die ein hohes Alter erreichte, erlebte an ihnen die größten Freuden und genoß den seligsten und ungetrübtesten Lebensabend.

Ein schöner Stein von Marmor, auf welchem ein Genius den großen Verlurst des geliebten Gatten und Vaters beweint — ziert Gutmannns Grabstätte mit der Aufschrift:

Hier ruhet die Hülle

des

Wilibald Gutmann,

1840.

Sein Leben war sein Lehrer,

Seine Lehre war seine That.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engelbrecht, Augustin Edmund,

Die Feierabende der Familie Gutmann, oder Worte eines Vaters an seine Kinder zur Bildung und Veredelung ihres Geistes und Herzens Ein Festgeschenk für die reifere Jugend

Passau 1841

Paed.pr. 883
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759613-2